

BUCHBESPRECHUNGEN

Jütte, Daniel, *The Strait Gate. Thresholds and Power in Western History*, New Haven / London 2015, Yale University Press, 376 S. / Abb., £ 30,00.

Die Geschichte der alltäglichen Lebenswelt bleibt die große Herausforderung für die moderne Kulturgeschichte. Dies illustriert Daniel Jüttes Buch über Türen und Tore in der Geschichte des Westens. Der Fokus der Monographie liegt auf dem Europa der Frühen Neuzeit. Aber Daniel Jütte berücksichtigt auch immer wieder Quellen aus der Antike und dem 20. Jahrhundert sowie hier und da aus asiatischen und arabischen Kulturen. Der Reichtum des Materials, auf dem die Studie basiert, zeugt von einer großen Recherche-Leistung und ist beeindruckend. So verweist der Autor auf die Bedeutung von Türen in der Bibel wie auch in Kafkas Parabeln, in philosophischen Texten, Belletristik, rechtlichen Normen, Reiseberichten, Sprichwörtern. Er betrachtet Gemälde, Kupferstiche und Photographien, untersucht sowohl Rituale in der italienischen Renaissance als auch Proteste gegen Ende des Ersten Weltkriegs, als Tür- und Fenstergriffe abmontiert werden mussten, um den Metallbedarf der Rüstungsindustrie zu decken. Den Schlusspunkt des Buches bildet der Hinweis auf den Inbegriff des Tors zur Hölle im säkularisierten 20. Jahrhundert, nämlich die Eingangstore zu den NS-Konzentrationslagern mit ihrer Inschrift „Arbeit macht frei“ (258).

Zugleich treten einige epistemologische Probleme hervor, die Historiker/-innen haben, wenn sie ein Artefakt im Raum analysieren, das so omnipräsent, konnotationenreich und multisemantisch ist wie die Tür. Ähnliche Herausforderungen ergäben sich, wenn man etwa die Geschichte des Fensters, der Mauer, des Hauses oder der Straße in allgemeiner Absicht schreiben würde. Funktion und Bedeutung solcher Artefakte, die wir im Alltag wie selbstverständlich nutzen, sind in hohem Maße kontext- und situationsabhängig, und das heißt plural. Es führt also kein Weg an den „many paradoxes“ vorbei, „that characterize the history of the door“ (173). Jütte weiß um diese Problematik. Dennoch hat er sich auf die Reise gemacht, um die Geschichte von Tür und Tor „in Western History“ (Untertitel) zu schreiben, konkret: „This is a study of doors, gates, and keys and a history of the hopes and anxieties that Western culture has attached to them.“ (3) Das Anliegen ist nicht nur deshalb relevant, weil Tür und Tor in zahlreichen Quellen verschiedenster Provenienz Erwähnung finden, sondern auch weil vormoderne Akteure und Akteurinnen einen hohen Aufwand betrieben, um Tore und Türen zu gestalten, dekorieren, mit Informationen zu versehen oder auch in beleidigender Absicht zu beschmutzen.

Kapitel 1, „Portals of Salvation and Status“, unterstreicht die Bedeutung der Tür in der christlichen Theologie und Ikonographie, zuvorderst als Zugang zur Hölle und zum ewigen Leben. Im Fokus stehen zum einen Kirchentüren, an denen häufig politische und rechtliche Rituale stattfanden, zum anderen Türen von Privathäusern, die als Inbegriff der Ehre des ganzen Hauses verstanden und deshalb oft ornamentiert oder attackiert wurden. Kapitel 2, „The Power of the Keys“, beschäftigt sich mit Praktiken der Öffnung und Schließung von Türen, wobei der Autor über alle Schichten sowie häuslich-ökonomische, regionale und auch Stadt-Land-Unterschiede hinweg „the European cultural practice of locking doors“ (82) skizzieren will. Im zweiten Teil des

Kapitels werden die Implikationen der Frage der sogenannten Schlüsselgewalt illustriert. Kapitel 3 untersucht „Precarious Passages“, das heißt Praktiken des Anklopfens, des Überschreitens von Türschwellen und des Schutzes von Türen und Häusern vor physischen und spirituellen Angriffen. Typisch für die westliche Kultur sei, so Jütte, eine Formulierung von Gert Selle aufgreifend, „a deeply rooted ‚hesitancy to enter‘“ (135), die eben bereits in der Vormoderne ausgeprägt gewesen sei. Allerdings wird zu Recht bemerkt, dass der Kontext in der Frühen Neuzeit durch die Verbindung von ‚Haus‘ und ‚Ehre‘ ganz anders gewesen sei als heute. Kapitel 4 skizziert, ausgehend von Luthers Thesenanschlag, die Funktion von Türen als Anschlagbretter und Orte der Diskussion. In Kapitel 5 wird der Fokus schließlich auf die rechtliche, politische und symbolische Bedeutung von Stadttoren gelegt, die im Zeitalter der modernen Agglomeration höchstens noch rudimentär – als Hinweis auf eine große Geschichte der Stadt – vorhanden ist.

Dieses Buch ist innovativ. Stil und Methode provozieren aber auch einige Einwände. So verzichtet Jütte auf ein klares Narrativ, das über den Befund hinausginge, dass Tor und Tür sowie Schloss und Schlüssel in der westlichen Geschichte in vielerlei Hinsicht relevant waren. Durch die Addierung von Exempeln und Belegen ergibt sich ein buntes Kaleidoskop, in dem die Vormoderne relativ flächig gesehen wird. Auf die Anbindung an forschungsrelevante Thesen und Debatten wird mitunter explizit verzichtet, so bei der kaum zu vermeidenden Frage nach dem Verhältnis von öffentlichen und privaten Sphären: „I do not want to revisit here the question of whether the categories ‚private‘ and ‚public‘ existed at this time.“ (64) Die Reihung von – für sich genommen brillanten – Hinweisen sehr heterogener Provenienz wirkt manchmal etwas feuilletonistisch und aphoristisch. Ein Beispiel: Zu Beginn des Abschnitts über die Geschichte des Anklopfens werden auf wenigen Seiten nacheinander folgende Referenzen für die „Western imagination“ (136) aufgerufen: Beethovens fünfte Symphonie, die Offenbarung des Johannes, mittelalterliche Sprichwörter, das Alte Testament, moderne Horrorfilme, Shakespeares „Macbeth“, ein Basler Notar aus dem 15. Jahrhundert, Boccaccios „Decameron“, ein Traktat von Comenius, ein Anklopfritual im antiken Rom, der französische Poet Robert de Blois aus dem 13. Jahrhundert etc. (136–38). Einige Abschnitte weiter folgen noch Bemerkungen zum Wandel, der durch die Einführung der Türklingel vom 17. Jahrhundert bis ins 19. Jahrhundert verursacht wurde (149 f.). Die knappen Sätze zur Relevanz der elektrischen Türklingel im 20. Jahrhundert werden dann garniert mit einer kurzen Bemerkung aus Walter Benjamins „Passagen-Werk“ über den „despotic terror“, den der schrille Klingelton entfalten könne (150).

Daniel Jütte betont den Usus des Abschließens von Türen in der europäischen Vormoderne und er kann eine ganze Reihe von Belegen für diese Beobachtung anführen (Kap. 2). Viele davon beziehen sich allerdings auf normative Quellen oder den Kontext der Nacht mit schlafenden Hausbewohnern. Im Sinne einer Erwiderung wäre hinzuweisen auf Lebensverhältnisse der städtischen Unterschichten, räumlich verschränkte Wohn- und Lebensverhältnisse ohne Korridore, alltägliche Arbeitsprozesse in Stadt und Land, regionale Wohnkulturen wie zum Beispiel die südberberischen Patios. Bei all diesen Phänomenen spielten offene Türen bzw. Sichtbarkeit eine große Rolle. Es stellt sich auch die Frage, warum in normativen Traktaten und Gesetzen wiederholt auf die Schließung der Türen insistiert wurde. Sind analog etwa die immer wieder aufs Neue edierten Kleiderordnungen ein Beleg dafür, dass diese eingehalten wurden? Hier ist das letzte Wort noch nicht gesprochen.

Die These, das Abschließen von Türen – im Kontrast etwa zu Vorhängen in asiatischen Gesellschaften – sei eine spezifisch europäische Praxis, lässt Jütte schlussfolgern, „that security considerations were no less important to premodern people than they are

to us today“ (90). Diese Einschätzung wird im Epilog noch einmal akzentuiert: „security concerns were more pressing then“ (253). Angesichts des immensen Sicherheitsbedürfnisses gerade in reichen, funktional differenzierten und technologisch hoch entwickelten Gesellschaften überrascht diese These. Jüttes Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Diskussion.

Joachim Eibach, Bern

Denery II, Dallas G., *The Devil Wins. A History of Lying from the Garden of Eden to the Enlightenment*, Princeton / Oxford 2015, Princeton University Press, XI u. 331 S., \$ 29,95.

Als Dallas Denery 2015 „*The Devil Wins. A History of Lying*“ publizierte, konnte er nicht ahnen, welche besondere Aktualität seine Studie kurze Zeit später erhalten sollte. Bei genauerem Hinsehen jedoch trägt seine Geschichte der Lüge zwischen Genesis und Aufklärung zum Verständnis von Unwahrheitsproduktion in der Gegenwartspolitik nur am Rande etwas bei. Denn Denerys Frage ist nicht, wie offensichtliche Lügen entstehen und wie sie verbreitet und akzeptiert werden. Vielmehr beschäftigt er sich mit den historischen Debatten über die grundsätzliche oder situative Legitimität von Falschaussagen. „Is it ever acceptable to lie?“ (3 f.). Mit dieser Frage beginnt (und endet) dieses sehr lesenswerte – und, wenn das einem Nichtmuttersprachler zu bemerken erlaubt ist, exzellent geschriebene – Buch. Und es macht von Beginn an klar: Fragen der Legitimität sind oft auch solche der Definition. Die Frage „Ist es jemals erlaubt zu lügen?“ heißt und hieß immer auch: Wann und für wen ist eine Lüge eine Lüge?

Denery ist von Haus aus nicht nur Historiker, sondern auch Philosoph, und er ist Mediävist. Beide Umstände prägen sein Buch in je eigener Weise. Der Autor tritt gegen die in der Forschung verbreitete Ansicht an, die Epochenschwelle zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit lasse sich über die sukzessive Legitimierung von Lüge und Täuschung beschreiben. Eine rigoristische Verdammung der Lüge, theologisch zementiert von Augustinus und bruchlos in die Scholastik hinübergeführt, sei von einem verunsicherten und sich allmählich verweltlichenden Zeitalter der Simulation und Dissimulation abgelöst worden. Zur Korrektur dieses Bildes verfolgt Denery unterschiedliche Diskussionsstränge und Kontexte über die Epochengrenze hinweg. Nicht erst in der Neuzeit, so seine zentrale These, sondern bereits im Mittelalter sei die Frage diskutiert worden, wem es wann zu lügen erlaubt war (und wem und wann nicht) (8–10).

Um diese These zu belegen, geht der Autor fünf verschiedene Narrative durch, drei theologische und zwei nichttheologische. Am Anfang stehen die Debatten der Theologen über die Lüge des Teufels (die ihn definiert und den Menschen aus dem Garten Eden vertreibt), über die Möglichkeit göttlicher Lüge (die in der Bibel nur scheinbar selbstwidersprüchlich ist, denn schon Christus verbarg vor Satan seine Göttlichkeit; und der verborgene Gott frühneuzeitlicher Protestanten bediente sich, um Böses zu strafen, des Bösen) und über die Lügenhaftigkeit des Menschen: über seine Sündhaftigkeit, die sich auch als seine unhintergehbare Abkehr von der Wahrheit des Herrn bestimmen lässt. Jede Lüge, so Augustinus, ist eine Sünde und jede Sünde eine Lüge (112).

Bereits der italienische Protestant Jacobus Acontius begann jedoch zu ahnen, dass der Mensch eine inhärente Neigung zu Lüge und Täuschung besitzt, die nicht als Erbsünde zu fassen ist (und sich als solche trotz ihrer unterstellten Unüberwindbarkeit mit dem Postulat ihrer Überwindung konfrontiert sieht). Acontius führte diese Unhintergebarkeit nicht mehr auf eine adamitische Verdorbenheit des Menschen zurück, sondern auf die Begrenztheit seines Erkenntnisvermögens: auf die Unmöglichkeit,

Gottes Wort in aller Klarheit zu begreifen. Und so sah er an dieser Stelle nicht nur ein Problem, sondern auch eine Lösung; denn wo die Menschen nicht auf der eigenen als der alleinigen Wahrheit bestanden, wo sie abweichende theologische Positionen nicht länger dämonisierten, dort wurde es möglich, zwischen den religiös-konfessionellen Strömungen zu einem gewaltfreien Nebeneinander zu kommen.

Im Anschluss an Autoren wie Acontius und an theologische Versuche, rigoristische Positionen zu hinterfragen und die Spielräume gerechter und nützlicher Unwahrheitsproduktion zu erweitern, folgen in einem zweiten Schritt die Diskurse über Lüge und Täuschung in der höfischen Gesellschaft sowie im Verhältnis zwischen den Geschlechtern. In höfischer Literatur erhielt die Lüge ihre situative Legitimierung als lebensnotwendiger Schutz gegen die Lügen der anderen. Zuweilen, wie etwa bei Bernard Mandeville, wurde sie gar als Grundlage von sozialer Harmonie und gemeinem Nutzen geadelt. Eine vergleichbare Entwicklung beobachtet Denery bei jenen Autorinnen, die sich gegen die misogynie Unterstellung inhärenter weiblicher Lügenhaftigkeit zur Wehr setzten, bei Christine de Pizan ebenso wie bei Madeleine de Scudéry. Den Vorwurf, den Schein über das Sein zu stellen, gaben sie an die Männer zurück, und nicht nur das: Scudéry rehabilitierte die kluge Täuschung, indem sie nur in ihr die Möglichkeit einer friedfertigen Koexistenz zwischen Frauen und Männern erkannte. Hier stieg die Lüge von der Bedrohung der Gesellschaft allmählich zu deren Grundlage und Sicherung auf. Der Befund einer anthropologischen Abneigung gegen die Wahrheit rief immer weniger religiös-moralische Abwehrreflexe hervor.

Doch damit war natürlich nicht plötzlich jede Lüge erlaubt. Denery schließt mit Rousseau, der den ersten Schritt in die Unwahrheit nicht mehr im Paradies, sondern in der Sozialisierung des Menschen ausmacht. Die Möglichkeiten, auf diesen Sündenfall zu reagieren, erschöpften sich damit nicht mehr in der Alternative von Verurteilung oder Akzeptanz von etwas Unausweichlichem. Jetzt – das macht Rousseau zum Aufklärer – wurde Besserung möglich; es eröffnete sich die Möglichkeit der Rückkehr in die Vergangenheit, in den Status der Aufrichtigkeit der Natur. Allerdings: Gesellschaft war unhintergebar geworden und ein Erreichen des Ziels damit praktisch undenkbar. Und so blieb Rousseau hier toleranter als Immanuel Kant, der das kategorische Verbot der Lüge zum Grundstein moderner Subjektivität erklärte. Beide eint jedoch, dass sie moralisch-ethisch und nicht mehr religiös-theologisch argumentieren. Für diese Aufklärer galt: In der Lüge widerspricht der Mensch nicht mehr Gott, sondern zunächst und vor allem sich selbst.

Damit zeichnet Denery das Bild einer bereits im 17. Jahrhundert einsetzenden Naturalisierung der Lüge, mit der nicht ihre zunehmende moralische Legitimierung gemeint ist. Er schreibt eine Geschichte der Antworten auf die Frage, wie in einer gefallenen und korrupten Welt ein gutes Leben geführt werden kann (5f.). Je nachdem, wer über die Definition von Wahrheit und Lüge entschied – Gott, die Gesellschaft oder die einzelne Person –, fiel nicht nur die Konturierung der Problemstellung, sondern auch der jeweilige Lösungsvorschlag unterschiedlich aus. In der Regel aber wurde ein grundsätzliches Verbot der Lüge ausgesprochen, und zugleich wurden Möglichkeiten vorgestellt, es außer Kraft zu setzen. Oder um es umgekehrt zu formulieren: Zu keiner Zeit in Mittelalter und Frühneuzeit war es ausnahmslos verboten, die Unwahrheit zu sagen; doch dass man lügen darf, bis die Balken brechen, davon hatte auch nie jemand gehört.

„The Devil Wins“ konzentriert sich auf religiöse und moralische Debatten. Den Raum des Politischen, die Lüge in der Staatsräson, spart das Buch damit ausdrücklich aus. Da man nicht alles leisten kann, wie der Autor zu Recht betont (18), ist das

nachvollziehbar. Bedauerlicher ist jedoch, dass abgesehen von der protestantischen Theologie des verborgenen Gottes, Acontius' Einlassungen zur Bibelexegese und der Kasuistik der Jesuiten die gewaltsamen interkonfessionellen Konflikte des 16. und 17. Jahrhunderts kaum zur Sprache gebracht werden. Der „geistige Vorbehalt“ etwa, der in dieser Zeit so virulente kreative Umgang mit Wahrheit und Unwahrheit, wird vornehmlich auf der Ebene der theoretischen Debatte verhandelt; konkrete Entscheidungssituationen und -schwierigkeiten sucht man vergeblich. Dabei hätte die Praxis der Lüge auch in einer wissenshistorisch verstandenen Ideengeschichte gut ihren Platz finden können. Dazu wäre es allerdings erforderlich gewesen, dass Denery sich nicht auf ‚große‘ Texte beschränkt. Wie diese Texte interpretiert und kontextualisiert werden, ist jedoch mehr als aufschlussreich. Und so tun diese einschränkenden Bemerkungen der Qualität von Denerys interessantem Buch keinen Abbruch.

Andreas Bähr, Berlin

Bohn, Thomas M., Der Vampir. Ein europäischer Mythos, Köln / Weimar / Wien 2016, Böhlau, 368 S. / Abb., € 24,99.

Vampire haben Konjunktur – nicht nur in der Populärkultur, sondern seit einiger Zeit auch in der Wissenschaft: Der populäre Untote ist zum Gegenstand des Interesses zahlreicher wissenschaftlicher Disziplinen avanciert, findet etwa in Medizin und Psychologie, Ethnologie und Archäologie, Literatur- und Geschichtswissenschaften Berücksichtigung. Der vorliegende Band des Gießener Osteuropahistorikers Thomas Bohn zu dem Thema reiht sich in die Arbeiten ein, die einen dezidiert historischen und quellennahen Zugang wählen, ist im Unterschied zu den bisherigen Spezialuntersuchungen aber als sowohl geographisch als auch chronologisch sehr breit angelegter, auch für ein breiteres Publikum lesbarer Überblick konzipiert: Die Darstellung überspannt nicht nur gemäß dem im Titel formulierten Anspruch einen verschiedensten Regionen Europas umfassenden Raum, sondern erstreckt sich auch epochenübergreifend vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Auch auf der inhaltlichen Ebene wird das facettenreichen Phänomen aus mehreren Perspektiven behandelt: Der Vampir tritt dem Leser zum einen aus mentalitätsgeschichtlicher Perspektive als Phänomen des Volksglaubens entgegen, als Teil von heutigen Beobachtern fremden „Bewusstseinslagen von Menschen vergangener Epochen, welche meist keine eigenen schriftlichen Zeugnisse hinterlassen haben“ (15). Diese Bewusstseinslagen gilt es zu rekonstruieren und ihre Rolle im Alltag der „vampirgläubigen“ lokalen Gemeinschaften des östlichen Europas zu untersuchen. Zum anderen wird der Vampir aber auch als Objekt von überregional rezipierten Berichten über lokalen Vampirglauben und den oft aufsehenerregenden Umgang mit verdächtigen Leichen als „transnationales Medienereignis“ (128) untersucht, wird als Gegenstand von an solche Berichte anschließenden publizistischen, gelehrten und literarischen Debatten zumeist westeuropäischer gelehrter Eliten, also unter einer diskursanalytischen Perspektive behandelt.

In diesem Rahmen präsentiert Bohn eine beeindruckende Fülle von Quellenmaterial, wobei er die Quellenbasis der bisherigen Vampirforschung, die sich vornehmlich auf westeuropäische schriftliche Zeugnisse zum Phänomen des Vampirs gestützt hat, durch die Ergänzung von aus verschiedenen osteuropäischen Kulturlandschaften und dem Osmanischen Reich stammenden Quellen deutlich erweitern kann. Als Achse bei der Präsentation des empirischen Materials fungiert die aufklärerische Vampirdebatte, die im 18. Jahrhundert durch Berichte über „Exekutionen“ vampirverdächtiger Leichen auf dem habsburgisch beherrschten Balkan durch österreichische Militärärzte angestoßen wurde und bei der der serbische Begriff „Vampir“ erstmals größere über-

regionale Bekanntheit erlangte (Kap. 4). Dem vorangestellt sind zwei Kapitel, die sich mit vor dem 18. Jahrhundert kolportierten vergleichbaren Wiedergängererzählungen zunächst im „Okzident“, der in einer etwas willkürlich erscheinenden geographischen Einteilung von Island und England über Deutschland bis nach Böhmen, Schlesien und Kroatien reicht (Kap. 2), und dann im „Orient“ beschäftigen, der hier Polen-Litauen, Russland und den Balkan umfasst (Kap. 3). Gerade bei der Behandlung der „okzidentalen“ Wiedergängererzählungen gelingt es Bohn immer wieder, direkte Rezeptionslinien von der ersten Erwähnung der entsprechenden Fällen in die aufklärerische Debatte hinein nachzuweisen. Bis fast in die Gegenwart verlängert werden die Betrachtungen dann durch zwei Kapitel, die, zentral gestützt auf zeitgenössische ethnographische Literatur, die weitere Entwicklung des Vampirs als Phänomen des Volksglaubens des östlichen Europas durch das 19. und frühe 20. Jahrhundert (Kap. 5) und die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg (Kap. 6) verfolgen. Gerahmt werden diese empirisch ausgerichteten Kapitel durch zwei eher systematisch gehaltene Kapitel, wobei das erste (Kap. 1) mit dem „Vampir als imperiale Kategorie“ auf übergreifende Eigenschaften des westeuropäischen Vampirdiskurses, das letzte (Kap. 7) mit dem „Vampir als lokaler Sündenbock“ dagegen auf die Funktionen des Vampirglaubens in den entsprechenden lokalen Kontexten abhebt.

Unter dem Gesichtspunkt des Vampirs als Phänomen des Volksglaubens und Bestandteil dörflichen Alltags zeigt Bohn verschiedene Funktionen des Vampirglaubens in den betreffenden Gemeinschaften auf: So seien zum Ersten gesellschaftliche Werte, Normen und Tabus unter anderem im sexuellen Bereich anhand von Wiedergängererzählungen verhandelt worden (292 u. 294). Zum Zweiten habe die Generierung eines „konkreten Feindbildes“ in der Figur des Vampirs, gegen den sichtbar vorgegangen werden konnte, einen „Konsens stiftenden Ausweg aus irrationalen Gefahren“ geboten sowie die Möglichkeit des „kontrollierten Umgangs mit Ängsten“ und der „Bewältigung von Schuld infolge sozialer oder zwischenmenschlicher Konflikte“ (294–295). Schließlich habe der Vampirverdacht der „Entlarvung von Störenfriedern und der Marginalisierung bzw. Eliminierung von Sündenböcken“ (295) gedient.

Der Gesichtspunkt des Vampirs als Gegenstand von in erster Linie westeuropäischen Diskursen scheint bei Bohn zunächst eher negativ als Erkenntnishindernis bei der Erfassung des Volksglaubens in den Blick zu geraten: Mehrfach werden die Teilnehmer dieser Diskurse dafür gescholten, den Volksglauben aus ihnen fremden Herkunftskontexten nicht im Sinne des Anspruches moderner Ethnographie „korrekt“ wiedergegeben, sondern sich vielmehr „Missverständnissen“ und „Fehldeutungen“ schuldig gemacht und damit „negative Stereotype über das östliche Europa“ (alle 17) produziert zu haben. Diese Kritik wird aber produktiv gewendet und mündet in die zentrale These, dass die aufklärerische Vampirdebatte im Kontext einer Neujustierung der „mental maps“ von der antiken Opposition von „zivilisiertem“ Süden und „barbarischem“ Norden hin zu einer Opposition von „fortschrittlichem“ Westen und „rückständigem“ Osten stehe (125); in diesem Rahmen würden in der Debatte mit wenigen Ausnahmen keine Bezüge zu bekannten Wiedergängerberichten in den eigenen Heimatregionen der Gelehrten hergestellt. Stattdessen werde das „Andere“ und „Fremde“ des aus aufklärerischer Perspektive als Aberglauben eingestuften Vampirglaubens betont und damit eine exotisierende „Orientalisierung des Balkans“ (123) betrieben.

Bohns Arbeit besticht vor allem durch die Breite des Überblicks und die Fülle des präsentierten Quellenmaterials. Letztere hat allerdings auch eine Kehrseite, denn streckenweise verliert sich der rote Faden der Darstellung in einem Dickicht aus Einzelbelegen, und an einigen Punkten dominiert eine relativ sparsam kommentierte Aneinanderreihung von Quellenparaphrasen derart, dass es beinahe scheint, als habe

der Wunsch nach vollständiger Anführung aller gesichteten Quellenbelege Vorrang erhalten vor einer klaren Funktionalisierung der Materialpräsentation für zentrale Erkenntnisinteressen. Stellenweise hätte man sich als Leser weniger darstellende Breite und dafür zumindest in einigen exemplarischen Fällen mehr analytische Tiefe gewünscht. Einige potentiell interessante Aspekte, wie etwa das Verhältnis von zentralen Obrigkeiten und lokaler „vampirgläubiger“ Bevölkerung gerade in Konflikten um Praktiken der „Bekämpfung“ verdächtiger Leichen, werden von Bohn nur ange-rissen, aber nicht systematisch ausgeführt. Um solchen weitergehenden Erkenntnisinteressen nachzugehen, bietet der breite Überblick und die verdienstvolle Material-sammlung dieses Bandes aber einen soliden Ausgangspunkt.

Alexander Georg Durben, Münster

Büttner, Andreas / Andreas Schmidt / Paul Töbelmann (Hrsg.), *Grenzen des Rituals. Wirkreichweiten – Geltungsbereiche – Forschungsperspektiven* (Norm und Struktur, 42), Köln / Weimar / Wien 2014, Böhlau, 367 S. / Abb., € 49,90.

Manch einer wird das Ereignis aus der Ferne begrüßt haben: Im Januar 2011 ver-schrieb sich eine Heidelberger Tagung den „Grenzen des Rituals“. Aus den Beiträgen ist ein gehaltvoller Sammelband entstanden, der Reichweiten, Geltungsbereiche und damit auch die Grenzen ritueller Wirkungen bestimmen möchte. Vierzehn Aufsätze werden durch eine Einführung von Andreas Schmidt und Paul Töbelmann sowie ab-schließende Bemerkungen von Steffen Patzold gerahmt. Zeitlich beschränkt sich der Fokus auf das Mittelalter und die Frühe Neuzeit, inhaltlich reicht der Bogen von Herrscherinvestituren über städtische Feste bis weit hinein in die Liturgie. Der Zu-schnitt der Beiträge ist dabei recht unterschiedlich: Ausgehend von der Wahrnehmung der Reformation und der Französischen Revolution als Krisenzeiten des Rituals positioniert Marian Füssel die Frühe Neuzeit in einer Dialektik zwischen allmählichem Geltungsverlust ritueller Kommunikation einerseits und konjunkturellen De- und Reritualisierungen andererseits. Gerald Schwedler erkundet die gelehrte Beschäfti-gung mit „Ritualen“ *avant la lettre* und greift dabei weit ins Mittelalter zurück. Annette Kehnel schließlich ermutigt namentlich die mediävistische Zunft, das Ritual stärker als bisher zum Gegenstand des Kulturvergleichs zu machen. Freilich erscheint bei den beiden letztgenannten Beiträgen die Verbindung zu den „Grenzen des Rituals“ eher lose.

Daneben steht eine Reihe von Untersuchungen, die das Tagungsthema am Einzelfall durchbuchstabieren. Die Grenzen, die dabei identifiziert werden, sind auf den ersten Blick durchaus verschiedener Natur. Es finden sich zeitliche Einschnitte, etwa wenn der liturgische Tanz nach langjähriger Akzeptanz abgeschafft wird (Philip Knäble), ebenso wie kulturelle Barrieren, die zeigen, dass Rituale keine universell verständliche Symbolsprache darstellen (Georg Jostkleigrew). Vor allem aber wird deutlich, dass die Zeitgenossen das Ritual immer wieder unter den Vorbehalt übergeordneter Werte und Normen stellten, angesichts deren es seine Angemessenheit unter Beweis stellen musste und die damit auch seine Übertretung rechtfertigen oder seine Abschaffung erfordern konnten. Ritterschaftliche Schweigegelübde galten nicht unhinterfragt (Elizabeth Harding), und selbst im Kloster konnte der Bruch mit dem rituell Verpflichtenden geboten erscheinen (Jörg Sonntag). Immer zeigen sich Rituale als Teil eines fluiden Bedingungsgefüges, zu dem ein verändertes intellektuelles Verständnis und ein sich wandelnder ideengeschichtlicher Hintergrund ebenso gehören wie emotionale Mo-mente, die im vorliegenden Band allerdings keine wesentliche Rolle spielen.

Man könnte diesen Befund für absehbar und selbstverständlich halten. Der Vorwurf an die Ritualforschung, dass sie gleichsam grenzvergessen operiere und mithin zum „Panritualismus“ neige, ist indessen nicht zum ersten Mal erhoben worden. Mag er auch in vielen Fällen ungerecht sein, verweist er doch auf ein Theoriedefizit, das sich desto stärker bemerkbar macht, je mehr der performative Charakter von Ritualen isoliert wird und auf eine Sozialmechanik reduziert erscheint. Denn selbst wenn sich die Wirkungen eines Rituals anhand der Veränderung von Rang und Stand gleichsam messen lassen, bleibt es dabei, dass all diese Effekte von den Zeitgenossen gedacht und geglaubt werden mussten, um real zu werden. Sie sind damit notwendigerweise ideell bedingt, gerahmt und demzufolge auch begrenzt. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass verschiedene Beiträge die Notwendigkeit akzentuieren, der zeitgenössischen Ritualdeutung einen prominenten Stellenwert in der Analyse einzuräumen. So zeigt für Wolfram Drews die gescheiterte Krönung Symeons von Bulgarien im Jahre 913, dass „die Deutung des Rituals entscheidend für seine ‚Wirksamkeit‘ ist“ (138). Zu einem entsprechenden Ergebnis kommt Meta Niederkorn-Bruck in ihrer Analyse der Herrschaftsrepräsentation im Rahmen liturgischer Prozessionen (185). Wenn man nicht weiß, was die Zeitgenossen über ein Ritual dachten, kann man auch nicht sehen, was sie alles mitdachten und mithin welche Grenzen sie ihm selbstverständlich setzten. Dem entspricht die Mahnung von Britta Müller-Schauenburg, die „Selbstdeutung, [...] und zwar gerade auch in ihren steilsten Formulierungen, in die Ritualforschung unbedingt mit einzubeziehen“ (228).

Und dennoch: So überzeugend und (immer wieder) nötig das Beharren auf der Integration des zeitgenössischen Ritualverständnisses in die Analyse auch ist, so stellt sich doch die Frage, ob damit das Problem der „Grenzen“ schon gelöst ist. Hier gelangen die Fallbeispiele an eine heuristische Grenze, denn die sorgfältigste Einzelfallanalyse kann nur eben die Verhältnisse des jeweiligen historisch kontingenten Beispiels offenlegen, und Verallgemeinerungsversuche können sich allenfalls auf das zugrunde gelegte theoretische Paradigma erstrecken. Dabei scheint in einer Reihe von Einzelbeiträgen ein gewisser Zweifel durch, ob sich die Wirkung von Ritualen auf und in Gesellschaften überhaupt zutreffend mit einem quasi-mechanistischen Vorher-Nachher-Modell beschreiben lässt. Der Band geht über dieses Paradigma theoriebildend nicht hinaus. Das ist für sich genommen natürlich legitim, aber mit einem Seitenblick auf soziologische Theorieangebote ließe sich immerhin feststellen, dass man die Bedeutung von Ritualen für Gesellschaften auch anders und durchaus basaler beschreiben kann, als dies in Teilen der historischen Ritualforschung üblich ist. Die geschichtswissenschaftliche Annäherung an das Ritual ist bekanntermaßen dadurch gekennzeichnet, dass Rituale – sozialtheoretisch gesprochen – nicht in erster Linie als Medium der Vergesellschaftung, sondern wesentlich als Mittel sozialer Distinktion wahrgenommen und untersucht werden. Um von den Grenzen des Rituals sprechen zu können, bedürfte es aber wohl des Versuchs, beides zusammenzudenken, gerade weil anzunehmen ist, dass sich die sozialisierende Wirkung des Rituals als Voraussetzung der differenzierenden darstellen lässt. Wenn auf dieser Basis noch eine überzeugende Integration der rituell codierten Selbstaussagen gelänge, dann ließen sich die Grenzen des Rituals umfassender diskutieren.

Doch das Beharren auf dem, was man noch alles hätte untersuchen und bedenken können, stellt seinerseits eine Grenzverletzung dar, jedenfalls in diesem Fall. Denn festzuhalten ist nicht nur, dass der Band den selbstgesetzten Rahmen überzeugend ausfüllt. Vielmehr kann kein Zweifel bestehen, dass die Herausgeber ein nützliches, ja ein notwendiges Buch vorgelegt haben.

Dominik Fugger, Erfurt

Garnier, Claudia / Christine Vogel (Hrsg.), *Interkulturelle Ritualpraxis in der Vormoderne: Diplomatische Interaktion an den östlichen Grenzen der Fürstengesellschaft* (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 52), Berlin 2016, Duncker & Humblot, 180 S., € 49,90.

Im Rahmen der kulturgeschichtlichen Erweiterung der Diplomatiegeschichte sind in den letzten Jahren mehrere Studien zu den Funktionen symbolischer Kommunikation in frühneuzeitlichen Außenbeziehungen entstanden. Aufgezeigt werden konnte unter anderem, dass das im europäischen Rahmen zusehends standardisierte diplomatische Zeremoniell nicht lediglich eine äußerliche Form darstellte, neben der sich die „eigentliche“ Politik vollzog. Die durch das Zeremoniell hergestellte Inklusion oder Exklusion von Akteuren prägte vielmehr das Zustandekommen und den Ausgang von Verhandlungen in hohem Maße mit. Insofern folgten die oft langwierigen Präzedenzkonflikte durchaus einer – auch im engeren Sinne – politischen Rationalität.

Der zu besprechende Band, der auf eine 2012 an der Universität Vechta durchgeführte Tagung zurückgeht, überträgt solche Fragestellungen und Konzepte auf politische Interaktionen zwischen europäischen und außereuropäischen Akteuren. Die Idee ist nicht gänzlich neu – wesentliche Impulse zur kulturgeschichtlichen Erneuerung der Diplomatiegeschichte gingen in der internationalen Forschung gerade von solchen Fällen aus –, doch erweist sich die Analyse des Verstehens und Missverstehens in Situationen ausgeprägter Alterität weiterhin als wertvoller heuristischer Schlüssel, um die Möglichkeiten und Grenzen interkultureller Kommunikation *avant la lettre* zu erschließen und dem für die Akteure ansonsten Selbstverständlichen auf die Spur zu kommen.

In ihrer sehr kurzen, aber konzisen Einführung in die Thematik stellen die Herausgeberinnen fest, dass Rituale aufgrund der Tatsache, dass bestimmte Zeichen der Unterwerfung oder Gleichsetzung „nahezu universell verständlich waren“, durchaus als verbindende *Lingua franca* bei Kulturkontakten dienen konnten. Andererseits gab es „unzählige regionale Varianten der weitgehend arbiträren symbolischen Ehrenzeichen“ (11), die Alterität respektive Alteritätserfahrungen erst erzeugen konnten. Um der Gefahr eurozentrischer Vorannahmen und Projektionen zu entgehen, zeigen sich die Autorinnen und Autoren des Bandes durchgehend bemüht, die Sinnzuschreibungen beider Seiten zu berücksichtigen. Der Grad, in dem dies eingelöst werden kann, variiert je nach Überlieferung und Sprachkenntnissen.

Gerd Althoff untersucht in seinem Beitrag die Beziehungen zwischen slawischen und deutschen Herrschaftsverbänden vom 10. bis zum 12. Jahrhundert. Am Beispiel der Präsenz böhmischer und polnischer Akteure auf Reichstagen stellt der Autor den „souveräne[n] Umgang mit Feinheiten der Ritualaussagen“ (30) in deren (ebenfalls lateinischen) Überlieferungen fest, was unter anderem auf den christlichen Glauben als verbindender Basis zurückzuführen sei. Dass es auch ganz anders gehen konnte, wird eher *en passant* erwähnt: In der Mitte des 10. Jahrhunderts lud Markgraf Gero rund dreißig Vertreter slawischer Gruppen, die sich der Missionierung bisher verweigert hatten, zu einem friedensstiftenden *convivium* ein – um sie dann kurzerhand ermorden zu lassen (22).

Die Beiträge von Claudia Garnier und Jan Hennings widmen sich aus sehr unterschiedlicher Perspektive der Interaktion zwischen westeuropäischen und russischen Herrschern bzw. deren Vertretern. Garnier zeichnet vor allem anhand der bekannten, 1549 erstmals gedruckten „*Rerum Moscoviticarum commentarii*“ von Sigismund von Herberstein rituelle Interaktionen auf Gesandtschaftsreisen zum Moskauer Hof nach. Praktiken des Hutziehens und Entgegenkommens, aber auch das sog. „Hirn-“ oder

„Stirnschlagen“ seien von den westlichen und russischen Akteuren nicht zuletzt dank dem vermittelnden Einsatz des Pristav, eines für zeremonielle Angelegenheiten zuständigen Funktionsträgers des Großfürsten, „gleichermaßen verstanden“ (61) worden.

Auch russische Quellen berücksichtigt Hennings in seinem instruktiven Vergleich des Pristav mit dem englischen Master of Ceremonies. Dabei kommt er unter anderem zu dem Schluss, dass man im russischen Fall aufgrund der systematischen Dokumentierung von Zeremonien bereits ab dem 15. Jahrhundert von einem „Behördenwissen“ sprechen könne, während dasselbe Knowhow in England Erfahrungswissen bzw. Familienwissen blieb. An der beigefügten Transkription eines Dokuments über den Empfang fremder Gesandter am Moskauer Hof, das aus dem Familienarchiv der Cottrell (die von 1660 bis 1818 die Master of Ceremonies stellten) stammt, falle die technische Sprache auf, die – im Gegensatz zum zeitgenössischen ethnographischen Diskurs – „kulturelle Eigenarten und Kuriositäten gänzlich außer Acht lässt“ (82).

Florian Kühnel und Christine Vogel widmen sich der Präsenz englischer respektive französischer Gesandter im Konstantinopel des 17. Jahrhunderts. Kühnel vermutet, dass die Unterwerfungsgesten, welche die Gesandten bei Empfängen am Hof des Sultans vollziehen mussten, aufgrund des fehlenden respektive anders gelagerten Repräsentationsverständnisses aus osmanischer Perspektive nicht auf deren Herren bezogen worden seien. In beiden Beiträgen zeigt sich zudem, dass die europäischen Gesandten geneigt waren, in Schreiben an ihren Hof ihre eigene zeremonielle Sonderstellung am osmanischen Hof hervorzuheben. Dies verweist zum einen auf den Stellenwert der Hohen Pforte als Präzedenztheater *innereuropäischer* Hierarchiekonflikte, zum anderen aber auch auf den problematischen Quellenwert von Gesandtschaftsberichten, deren Autoren stets bestrebt waren, ihr eigenes Handeln als erfolgreich erscheinen zu lassen.

Das Fest, das der französische Botschafter Charles de Nointel am 25. August 1676 – dem Gedenktag des heiligen Ludwig – im Palais de France ausrichten ließ, war gemäß der von Vogel detailliert und kundig untersuchten Festbeschreibung denn auch ein glänzender Erfolg. Zahlreiche Würdenträger sowie eine Menschenmenge „aller Nationen“ wurden gemäß der Darstellung zu Zeugen einer „imperiale[n] Herrschaftsinzenierung des Sonnenkönigs“ (137). Ob die pompöse Messe, die weltlichen Divertissements, das Festbankett und der Straßenumzug jedoch in der berichteten Weise stattfanden, ist angesichts fehlender (oder nicht berücksichtigter) anderer Quellen letztlich ebenso unsicher wie die Annahme, dass die aufgefahrenen Symbole ludovizianischer Superiorität „für die osmanischen Zuschauer des Spektakels weitgehend unverständlich“ (138) waren, hypothetisch bleiben muss.

Der Band wird mit einem Beitrag von Gábor Kárman zu den Aktivitäten siebenbürgischer Gesandter in Ofen (Buda) im 16. und 17. Jahrhundert abgeschlossen, der nicht nur vom Umfang her etwas aus dem Rahmen fällt. Inwiefern die genau beschriebenen Zeremonialpraktiken angesichts der Nähe und des bestehenden Tributverhältnisses noch als „interkulturelle“ und „diplomatische“ Interaktionen zu verstehen sind, sei dahingestellt. Der Fall veranschaulicht jedoch wie der Band insgesamt, dass symbolische Akte und die Bedeutungen, die ihnen zugewiesen wurden, je nach Raum und Akteurskonstellation stark variierten.

An empirischem Material wird es also auch künftigen Forschungen zu interkultureller Diplomatie nicht fehlen. Wünschenswert wäre es, wenn dabei noch gezielter nach Fällen Ausschau gehalten würde, für die sich – wie im Fall der russischen Zeremonienmeister – tatsächlich parallele Überlieferungen finden. Aus deren Analyse ließe sich

noch besser ersehen, inwiefern die Darstellung und Deutung symbolischer Handlungen konvergierte oder divergierte und „Missverständnisse“ in Kauf genommen oder gar gezielt einkalkuliert wurden. Wertvolle Anstöße liefern die hier versammelten Beiträge dafür allemal.

Nadir Weber, Konstanz

Bihrer, Andreas / Dietmar Schiersner (Hrsg.), Reformverlierer 1000–1800. Zum Umgang mit Niederlagen in der europäischen Vormoderne (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 53), Berlin 2016, Duncker & Humblot, 502 S. / Abb., € 79,90.

Auch wenn Geschichte heute längst nicht mehr ausschließlich diejenige der Sieger ist, so gehört gezielte Erforschung der Besiegten wie in diesem gewichtigen Band, der eine Tagung der Schwabenakademie Irsee aus dem Jahr 2014 dokumentiert, immer noch zu den Ausnahmen. Die knappe und kluge Einleitung der Herausgeber weist allerdings bereits auf die Unschärfe und Mehrdeutigkeit des Reformbegriffs hin, definiert „Reform“ aber als Etablierung eines neuen Sprach- und Handlungssystems, so dass den Medien automatisch eine Schlüsselrolle zukommt. Dennoch behandeln die vorliegenden Fallstudien das Problem erfreulicherweise nicht ausschließlich auf der Bedeutungsebene wie der früher besprochene Band „Fiasko“ (Zeitschrift für Historische Forschung 43 [2016], 578 f.), sondern gehen von den realhistorischen Problemen aus. Die Typologie der Reaktions- und Deutungsmuster von Verlierern wird durch einen psychologischen Beitrag von Olaf Morgenroth ergänzt. Es gibt individuelle und kollektive Reaktionen, wobei in der Vormoderne die letzteren angeblich überwogen haben. Dabei sind die Deutungsmuster historisch variabel und unterliegen bisweilen weiterem Wandel in der späteren Historiographie. Verlierer können nach eigenem Verständnis oder posthum zu Siegern werden und umgekehrt.

Die erste Hälfte des Bandes ist der politischen Welt gewidmet. König Wenzel erscheint in einer quellennahen Studie weniger als Opfer der von Klara Hübner zur Reform umdefinierten gewandelten Zeitumstände denn als solches von planmäßigem Rufmord. Und wenn der mächtige Hofkanzler Johann Waldner dem Herrscherwechsel von Friedrich III. zu Maximilian I. zum Opfer fiel, darf Jörg Schwarz ihn deswegen tatsächlich zum Reformverlierer erklären? Eher trifft dies auf Andreas Jamonetić zu, den er ebenfalls behandelt. Aber dieser wurde zum Opfer seiner eigenen Reforminitiative, des gescheiterten Konzilversuchs von 1482. Beide verbindet nur, dass sie ihr Scheitern durch Selbstmord zu bewältigen versuchten. Oliver Auge überprüft am Beispiel Pommerns, ob „kleine“ Fürsten als Opfer der sogenannten Reichsreform Maximilians gelten können oder nicht viel eher durch Aufwertung ihres Status davon profitierten. Nebenbei: „Handlungsspielraum“ ist kein „neues Forschungsdesign“ (149), sondern nur Neuerfindung des Rades, das auf dem Historikertag von 1982 freilich noch „Möglichkeiten der Reichspolitik“ hieß! Auch die Straßburger Patrizier haben laut Olivier Richard im 15. Jahrhundert im Gegensatz zu denjenigen in Basel und Bern ihre politische Macht auf Dauer an die neue Elite verloren, aber keineswegs ihren sozialen Status. Und auch wenn der Augsburger Arzt Joseph von Ahorner, dem sich Edith Seidl in ihrem Beitrag auseinandersetzt, eindeutiger Verlierer der Übernahme der Freien Reichsstadt durch Bayern war, so konnte er sich dennoch erfolgreich neue Betätigungsfelder schaffen. In Martin Rinks Untersuchung zur Militärgeschichte des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts verschränken sich Realgeschichte und Semantik in besonders bemerkenswerter Weise. Der „Partisan“ als Militärunternehmer des „kleinen Krieges“ war zwar Opfer der „Verstaatlichung“ des Militärs, konnte aber als patriotischer Freikorpsführer im Zeichen der „Nationalisierung“ des Krieges vorübergehend neue Erfolge feiern.

Was heutigen Hochschullehrern bittere Lebenserfahrung ist, begründet Rainer Christoph Schwinges historisch mit dem gescheiterten Versuch elitärer Figuren, aus der Basler Universität im 15. Jahrhundert eine Juristenhochschule italienischen Zuschnitts zu machen: Universitätsoligarchien sind grundsätzlich zu Selbstreform nicht in der Lage; dergleichen kann nur von außen kommen (256). Die ausführliche Untersuchung von Dominik Burkard über Jesuiten als Universitätstheologen im Zeitalter der Aufklärung und der Aufhebung ihres Ordens bildet dann den Übergang zum zweiten, religionsgeschichtlichen Teil des Bandes. Die Jesuiten konnten durch geschicktes und wohldosiertes Eingehen auf Reformanliegen durchaus zu Reformgewinnern werden und die Niederlage nach Aufhebung des Ordens als Vorkämpfer einer aufklärungsfeindlichen Reaktion sogar in einen partiellen Sieg verwandeln. Die Vielschichtigkeit des Themas kommt ganz besonders in dem umfangreichen Beitrag von Dietmar Schiersner über Caritas Pirckheimer zum Ausdruck. Denn diese und ihr Konvent waren zwar Opfer der Nürnberger Reformation, verstanden sich aber dank der christlichen Märtyrerrolle als eigentliche Siegerinnen und wussten diese Sicht auch medial zu verbreiten. Daraus ergab sich eine überaus interessante Geschichte wechselnder historiographischer Optionen voll verschiedenartiger Instrumentalisierungen bis hin zu solchen für ökumenische und feministische Zwecke. Komplementär dazu ist die Untersuchung der Schriften, mit denen der evangelische Konstanzer Stadtschreiber Jörg Vögeli seine Vertreibung aus der Stadt im Zuge der Rekatholisierung zu bewältigen versuchte. Soweit Vögeli Konstanzer Fehlverhalten dafür verantwortlich macht, sind selbstverständlich – wie immer – seine Mitbürger schuld, keineswegs er selbst. Auch der von Peer Frieb behandelte letzte oberdeutsch-reformierte Prediger Memmingsens, Eusebius Kleber, litt lebenslang an der Niederlage gegen das siegreiche Luthertum, nicht zuletzt an der dadurch verursachten Beeinträchtigung seiner Ehre und seines Selbstwertgefühls. Vollkommen uneindeutig ist demgegenüber das von Jochen Johrendt entworfene Bild des Reformpapsttums, das von Zeitgenossen überhaupt nicht so bezeichnet wurde. Gregor VII., für uns der Reformpapst schlechthin, erscheint dabei sogar als Verlierer! Sigrid Hirbodian untersucht die ‚verpflanzten‘ Reformschwestern und die quellenmäßig schwerer zu fassenden ortsansässigen Reformgegnerinnen in Frauenkonventen des 15. Jahrhunderts mit überaus interessanten Ergebnissen – nicht nur, was das unterschiedliche Frömmigkeitsverständnis beider Seiten, sondern auch, was ihre gemeinsame soziale Einbettung angeht. Auch im Fall des Exjesuiten Franz Anton Hollenstein, den Wolfgang Scheffknecht untersucht, war die Aufhebung des Ordens nicht nur eine persönliche Niederlage, sondern auch eine der gesamten Familie. Der ebenfalls von Scheffknecht vorgestellte Vorarlberger Pfarrer Franz Josef Rosenlächer hingegen erweist sich nach außen als erfolgreicher Pragmatiker, in internen Quellen aber als verbitterter Anhänger einer vergangenen Zeit.

Die durch Vergleich zu gewinnenden allgemeinen historisch-anthropologischen Ergebnisse laufen, wie nicht anders zu erwarten, auf Binsenweisheiten hinaus. Der Wert des Bandes liegt demgegenüber wieder einmal in den einzelnen Fallstudien, denn diese sind wegen ihrer Detailliertheit und Quellennähe ganz überwiegend von großem Wert und bescheren uns eine Fülle neuer Erkenntnisse auf einem wenig beackerten Feld.

Wolfgang Reinhard, Freiburg i. Br.

Dartmann, Christoph/Andreas Pietsch/Sita Steckel (Hrsg.), *Ecclesia disputans. Die Konfliktpraxis vormoderner Synoden zwischen Religion und Politik* (Historische Zeitschrift. Beihefte [Neue Folge], 67), Berlin / Boston 2015, de Gruyter Oldenbourg, 283 S. / Abb., € 84,95.

Für die Erforschung von Synoden und Konzilien eröffnen transepoche systematisch-strukturelle Perspektiven ein großes, noch wenig ausgeschöpftes Erkenntnispotential. Einem dieser Felder, den synodalen Kulturen des Konfliktaustrags und der Entscheidungsfindung, widmete sich die 2011 in Münster veranstaltete Tagung, deren reiche Erträge im vorliegenden Band veröffentlicht sind. Dass der Band nicht den Anspruch erhebt, die damit verbundenen Phänomene vollständig zu erfassen, sondern vielmehr exemplarische Befunde zusammenstellt, die von ökumenischen Synoden der Spätantike bis zur reformierten Synode von Dordrecht (1618/19) reichen, schmälert den Ertrag keinesfalls, sondern sichert die durchgängig hohe argumentative Präzision der Einzelstudien. Dass in diesem Zusammenhang das Zeitalter der spätmittelalterlichen Reformkonzilien allerdings aufgrund des dichteren Forschungsstandes absichtlich ausgespart wird (15–19), erscheint weniger schlüssig, liegt doch gerade im Brückenschlag zwischen lateinischem Mittelalter und Reformationsepoche ein besonderer Reiz der Komposition.

Wie die Herausgeber einleitend skizzieren, lässt sich der in den Blick genommene facettenreiche Gegenstand nicht mit einer Fragerichtung allein erfassen: Neben die Betrachtung des Spannungsverhältnisses von Konsensideal und Konfliktrealität tritt die Frage nach der Durchdringung von weltlicher und geistlicher Sphäre, nach der synodalen Konstitution von Öffentlichkeiten, nach der Etablierung regelhafter Synodalabläufe, vor allem aber nach der Vielfalt der möglichen Konfliktebenen und -formen. Als heuristische Kategorie wird das Konzept des „Verfahrens“ als zusammenhängender, von den Beteiligten akzeptierter Prozess in geregelten Formen zur ergebnisoffenen Entscheidung (20) ins Spiel gebracht und mit der offeneren Form der „Verhandlung“ kontrastiert. Wie die Einzelstudien zeigen, ist damit ein durchaus fruchtbarer, freilich nicht ausschließlicher Deutungsrahmen eröffnet.

So treten in Thomas Graumanns pointierter, methodisch Maßstäbe setzender Studie zu den Verfahrensformen exemplarischer Synoden der frühen Kirche (insbes. Karthago 411, Aquileia 381, Konstantinopel 448 sowie Chalkedon) deutlich divergente Verständnisse synodaler *disputationes* zu theologischen Fragen hervor, die von belehrenden oder kontroversen Debatten bis zu juristischen Verfahren mit dem Ziel der Verurteilung einer Partei reichen konnten. Graumann zeigt überzeugend, dass diese Formen changieren, ineinander übergehen und zudem in der protokollarischen Überlieferung gezielt überformt werden konnten, so dass sich die Vorstellung klar abgegrenzter Synodaltypen stark relativiert. Eine ähnliche Grundspannung ergibt sich aus der von Constant J. Mews und Clare Monagle betrachteten markanten Serie synodaler Verfahren gegen französische Theologen im 11./12. Jahrhundert (Berengar von Tours, Roscelin, Abaelard, Gilbert von Poitiers): Deren Determinanten lassen sich nicht allein mit einem oft postulierten Gegensatz zwischen scholastischer und monastischer Theologie (mit Protagonisten wie Humbert, Anselm von Bec und Bernhard von Clairvaux) erklären. Vielmehr sind auch politische Loyalitäten, vor allem aber unterschiedliche Grunderwartungen in Rechnung zu stellen: einerseits das Vertrauen in die Durchsetzungskraft rationaler, explorativer Argumentation *in theologicis*, andererseits die Forderung strenger lehramtlicher Abgrenzung des dogmatisch „Richtigen“. Ähnliche Konfliktkonstellationen begegnen erneut bei den von Volker Leppin pointiert analysierten „diskursiven Formen der Wahrheitsfindung“ in der frühen Reformationszeit, in der akademische, aber auch städtische Disputationen zunächst eine cha-

rakteristische Konjunktur erlebten, um bald wieder dem Bedürfnis nach theologischer Determination zu weichen, das sich – mangels synodaler Formen – etwa in Luthers charismatischer Autorität oder im landesherrlichen Kirchenregiment zeigte. Wie stark Grundmotive altkirchlicher und mittelalterlicher synodaler Verfahren gleichwohl noch im frühen Protestantismus wirksam waren, zeigt die von Andreas Pietsch behandelte Dordrechter Synode: Auch hier bildete ein Theologenkonflikt den Ausgangspunkt, diente das synodale Forum nicht offenen Debatten, sondern der Untermuerung einer präetablierten Rechtgläubigkeit und der Verurteilung ihrer Gegner, zeigt sich wiederum eine enge Verschränkung kirchlicher und politischer Interessen. Wie Pietsch zudem verdeutlicht, sollte die Versammlung auch den Konsens im calvinistischen Lager demonstrieren, unterstützt, aber auch konterkariert mit publizistischen Mitteln. Der im vorliegenden Band gebotene Längsschnitt illustriert mithin sowohl die Kontinuität einer Spannung zwischen freier theologischer Entfaltung und gesicherter Glaubenswahrheit wie auch den Gestaltwandel der (nicht nur synodalen) Foren, in denen diese Spannung ausgetragen wurde.

Dass diese Dimension jedoch nicht für alle Konzilien Relevanz besitzt, zeigen innerhalb des Bandes vor allem die Beiträge von Christoph Dartmann und Ernst-Dieter Hehl. Dartmann konstatiert die untergeordnete Rolle dogmatischer Differenzen und die zentrale Bedeutung der Inszenierung vollkommenen Konsenses auf den westgotischen Synoden von Toledo. Er zeigt eindrücklich, wie selbst der Bekenntniswechsel von 589 zwar als Sieg des Königs über eine Irrlehre, nicht aber als Gerichtsverfahren gegen arianische Protagonisten inszeniert wurde. Hehl wiederum führt markant den schon von Zeitgenossen konstatierten Gegensatz zweier synodaler Konfliktlösungsstrategien im italischen bzw. ostfränkischen Episkopat des 10. und 11. Jahrhunderts vor Augen: der autoritativ juristische, strafbetonte *mos Romanus* im Süden einerseits, andererseits die auf dem Ineinandergreifen von Schuldbekentnis, Buße und Rekonkiliation sowie der grundsätzlichen Wahrung des Ranges der Bischöfe als Gruppe beruhenden Formen der Konfliktlösung nördlich der Alpen. Dass Letztere sich in deutlicher Analogie zu säkularen Formen der Konfliktbeilegung so erfolgreich etablieren konnten, dürfte aber auch damit zusammenhängen, dass die auf ottonischen Synoden behandelten Konflikte in der Regel nicht dogmatischer Natur waren.

Einen wiederum anderen Akzent setzen die Studien von Sita Steckel zum Streit zwischen Bettelorden und Weltklerus in Frankreich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und Melanie Brunner zu den franziskanischen Kontroversen im frühen 14. Jahrhundert. Steckel fokussiert die Vielfalt der im Konflikt aktivierten Instanzen und öffentlichen Felder: universitäre und städtische Räume, das Generalkonzil in Lyon und schließlich, in der besonders herausgestellten Spätphase des Streits zwischen 1281 und 1290, wiederum die Universität, die Kurie sowie regionale Konzilien in Frankreich. Brunner konzentriert sich auf die dem Konzil von Vienne nachgelagerten Formen der Beratung und Entscheidungsfindung an der Kurie und lotet dabei unter anderem die Spielräume von Papst und Kardinälen aus, deren konsistoriale Beratungen typologisch durchaus mit einer „permanenten Synode“ verglichen werden könnten. In beiden Studien tritt somit besonders markant die Relativierung der Autorität von Konzilien als Entscheidungsinstanzen im 13. und 14. Jahrhundert hervor – nicht nur aufgrund der Machtstellung des Papsttums, sondern auch der Koexistenz weiterer Autoritätsträger wie Ordensleitungen und theologische Fakultäten. Dieser Befund unterstreicht die Relevanz der Wende zur gesteigerten Affirmation synodaler Autorität im frühen 15. Jahrhundert – ein Feld, welches diesen höchst ertragreichen, gut zu lesenden und stringent komponierten Band noch würdig hätte ergänzen können.

Sebastian Kolditz, Heidelberg

Jullien, Eva / Michel Pauly (Hrsg.), *Craftsmen and Guilds in the Medieval and Early Modern Periods* (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beihefte, 235), Stuttgart 2016, Steiner, 316 S. / graph. Darst., € 54,00.

Lange Zeit zählten traditionelle Arbeiten zu mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Zünften zu den Dinosauriern der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Beginnend in den 1980er Jahren haben sich neuere Studien zunehmend von überlebten Klischees, wie etwa der angenommenen Stabilität der Zünfte und ihrer Abgeschlossenheit gegenüber Neuerungen, befreit und damit Möglichkeiten für neue und innovative Zugänge zur Geschichte dieser historischen Institution geschaffen. Waren um die Jahrtausendwende vor allem im deutschsprachigen Raum Forschungen zum Handwerk etwas aus der Mode geraten, haben in den letzten Jahren Wissenschaftler/-innen unterschiedlichster methodischer Zugänge den kreativen sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Charakter von Zünften und anderen Institutionen des Kleingewerbes wiederentdeckt. Während in den 1980er Jahren eher strukturelle und quantitative Zugänge die Handwerksgeschichte prägten, beschäftigt sich die neuere Zunftgeschichte mit den kulturellen Praktiken der Zünfte und den politischen Rollen, die sie im städtischen Umfeld einnahmen. Trotz dieses wiedererwachten Interesses sind jedoch bei weitem noch nicht alle Bereiche des städtischen Handwerks umfassend erforscht.

Der hier vorliegende, mehrsprachige (Deutsch, Englisch und Französisch) Sammelband ist das Ergebnis einer internationalen Konferenz an der Universität Luxemburg im September 2013 und beschäftigt sich mit den wohl spannendsten Diskussionen einer neuen Handwerksgeschichte: mit weiblicher Arbeit im zünftischen Gewerbe und dem Status ‚ewiger‘ Lehrlinge und Gesellen in Handwerksorganisationen, mit den Interaktionen zwischen Zünften und anderen städtischen Institutionen sowie mit den Beziehungen der Zünfte zum lokalen Arbeitsmarkt und zu überregionalen Wirtschaftsstrukturen. Dabei wechseln sich Beiträge mit eher theoretischen Zugängen mit zahlreichen Mikrostudien ab, die nicht nur die institutionelle Seite der Zünfte beleuchten, sondern sich auch den individuellen Akteuren und Akteurinnen innerhalb dieser Strukturen widmen. Sie verweisen auf die Heterogenität zünftischer Lebenswelten und verknüpfen sozial-, wirtschafts- und kulturgeschichtliche Aspekte mit Familien-, Geschlechter- und auch Kunstgeschichte. Das Buch eröffnet eine gesamtheitliche diachrone Perspektive vom 14. bis zum späten 18. Jahrhundert, wobei jedoch die meisten Beiträge entweder im späten Mittelalter oder in der frühen Neuzeit angesiedelt sind.

Nach einem einführenden theoretischen Beitrag von Rudolf Holbach, der fast ausschließlich den mittelalterlichen Zünften verhaftet bleibt, werden die nachfolgenden Artikel von der Herausgeberin und dem Herausgeber in drei Themenblöcke aufgeteilt. Beiträge zur politischen Partizipation der Zünfte, wie jener von Arie van Steensel, der die Städte London, Gent und Florenz im 14. und 15. Jahrhundert vergleicht, oder jener von Tineke von Gassen zur sozialen Mobilität im mittelalterlichen Handwerk am Beispiel der Zimmerleute und Steinmetze in Gent, bilden den ersten Block zu Zunft und Öffentlichkeit. Unter dem Thema „weibliche Arbeitswelten und die Stellung von Frauen im zünftischen Umfeld“ versammeln sich Studien zu selbständigen Meisterinnen im mittelalterlichen Rouen (François Rivière) oder zur Handwerksfamilie als Wirtschaftseinheit am Beispiel der Stadt Straßburg (Sabine von Heusinger). Der dritte Themenkomplex beschäftigt sich mit der Flexibilität und Dynamik im städtischen Handwerk. Der Beitrag von Katalin Prajda widmet sich innergewerblichen Transformationsprozessen am Beispiel Florentiner Goldarbeiter, Reinhold Reith zeigt für die Städte Mainz und Bamberg, dass handwerkliche Löhne im 17. und 18. Jahrhundert durchaus in Beziehung zu Qualität und Leistung standen, und Eleonora Canepari

thematisiert die viel diskutierte Frage ‚ewiger‘ Gesellen und auch Lehrlinge in den Werkstätten römischer Handwerker.

Der vorliegende Band verbindet eine Vielfalt gewerblicher Tätigkeiten – von den Büchsenmachermeistern und deren Wissenstransfers im Text von Knut Schulz und den Arbeitskräften im Baugewerbe Turins im Artikel von Nicoletta Rolla bis zu den zünftischen Verbindungen der Gemäldemaler in Augsburg im Beitrag von Danica Brenner. Die geographische Streuung der Mikrostudien verwundert etwas; vor dem Hintergrund, dass für die ursprüngliche Tagung 50 Papers aus 18 verschiedenen Ländern eingereicht wurden, wie Eva Jullien und Michel Pauly in der Einleitung erwähnen. Es finden sich Arbeiten zu Nordeuropa (Maija Ojala schreibt über Handwerkswitwen in Stockholm, Lübeck und in Baltischen Städten), zu deutschsprachigen Städten (unter anderem widmet sich Muriel González Athenas den Handlungsspielräumen Kölner Zunfthandwerkerinnen) und zu Spanien (Ricardo Córdoba de la Llave zur zünftischen Autorität in spätmittelalterlichen Städten); allerdings fehlen Beiträge zu Südost- und Osteuropa. Dies verwundert umso mehr, da es bis in die 1990er Jahre in den Ländern Osteuropas eine sehr lebhaft und innovative Handwerksforschung gab. Das Ende dieser Tradition weckt Erklärungsbedarf und hätte in der Einleitung durchaus erwähnt werden können.

In einem Appendix am Ende des Bandes finden sich Karten und Graphiken zu einigen der Artikel, deren Aussagekraft durch die mehrfarbige Darstellung überaus gewinnt. Allerdings bleibt für die Leserin und den Leser unklar, warum gerade diese Graphiken für die farbige Darstellung ausgewählt wurden und andere schwarzweiß in den einzelnen Beiträgen verblieben sind. Quellenangaben zu den Tabellen und Graphiken würden ebenfalls zum besseren Verständnis beitragen.

Die hier versammelten Forschungsperspektiven zeugen von der Vitalität aktueller Zugänge zu Funktionen und Identitäten europäischer Handwerkstraditionen; allerdings fehlt ein gesamteuropäischer Zugang. Eine umfassendere und detailliertere Einleitung, die die einzelnen Beiträge in den Gesamtkontext der neueren europäischen Handwerksforschung eingebettet und die geographische Auswahl der Texte genauer begründet hätte, hätte dem Buch gutgetan. Trotz der geäußerten Kritik trägt der von Eva Jullien und Michel Pauly herausgegebene Sammelband wesentlich zum Verständnis von Organisation und Arbeitswelt im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen städtischen Handwerk bei. Die Beiträge zu den unterschiedlichen Themen, die einen langen historischen Zeitraum abdecken, können jeder Leserin und jedem Leser wärmstens empfohlen werden. Sie regen zum Nachdenken an und wecken das Interesse an weiteren Forschungen.

Annemarie Steidl, Wien

Davids, Karel / Bert de Munck (Hrsg.), Innovation and Creativity in Late Medieval and Early Modern European Cities, Farnham / Burlington 2014, Ashgate, XVI u. 240 S. / graph. Darst., £ 85,00.

Waren die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städte Orte der Innovation und Kreativität? Inwieweit handelte es sich bei ihnen um „creative cities“? Schon allein diese Fragen zu stellen, bricht mit verbreiteten Vorstellungen über vormoderne Gesellschaften im Allgemeinen und vormoderne Städte im Besonderen. Es ist daher an sich schon ein Verdienst, dass der von Karel Davids und Bert de Munck herausgegebene Band, der aus einem Forschungsprojekt zur Zirkulation und Verbreitung technologischen Wissens in den vormodernen Niederlanden hervorgegangen ist, diese Fragen überhaupt aufwirft und erst recht, dass er sie auf der Grundlage empirischer For-

schungen zu beantworten sucht. Im Anschluss an sozial- und kulturwissenschaftliche Debatten über die „kreative Klasse“ und die „kreative Stadt“ entwickeln die Herausgeber in der Einleitung einige konzeptionelle Fragestellungen, unter anderem: Von welchen Faktoren hing es im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit ab, ob einzelne Städte oder auch bestimmte städtische Gewerbe ein hohes oder geringes Innovations- und Kreativitätspotential besaßen? Und unter welchen Umständen konnte sich in Städten oder Städtelandschaften zumindest in einzelnen Gewerben ein hohes kreatives Potential konzentrieren und konnten sich „Kreativität- bzw. Innovationscluster“ ausbilden?

Die Auseinandersetzung mit solchen allgemeinen Fragen findet in den insgesamt 15 Beiträgen in Form von Fallstudien zu einzelnen Gewerben und/oder bestimmten Städten bzw. Städtelandschaften statt, wobei ausschließlich Beispiele aus niederländischen und italienischen Städten im Zeitraum vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Frühen Neuzeit behandelt werden. Der Problem- und Erkenntnishorizont der Beiträge ist dabei relativ begrenzt. So stehen die Entstehung und insbesondere die Verbreitung von technologischen Innovationen, neuen Produkten und dem entsprechenden Wissen im Vordergrund. Fokussiert wird dabei vor allem auf politische und insbesondere institutionelle Aspekte. Entsprechend orientiert sich ein Großteil der Beiträge an institutionentheoretischen Ansätzen und Fragestellungen. So bildet auch die Untersuchung von sozialen Kontrollpraktiken und Regulierungspolitiken eine Leitlinie des Bandes. Neben der Rolle der Obrigkeiten wird dabei vor allem nach der Bedeutung der Zünfte gefragt. Gerade hinsichtlich der Rolle der Zünfte bestätigen die Beiträge weitgehend die Positionen, die sich in der jüngeren ‚revisionistischen‘ Forschung durchgesetzt haben: Die Existenz korporativer Strukturen ebenso wie ihr Fehlen konnte Innovationen und deren Ausbreitung ebenso behindern wie fördern; dies hing letztlich von den konkreten Umständen und den Rahmenbedingungen ab. Dies gilt ebenso für die Haltung der Zünfte gegenüber Innovationen. Mehrere Autorinnen und Autoren kommen zu dem Schluss, dass für die Ausprägung und Verbreitung von Innovationen dem Grad und der Art und Weise, wie bestimmte Gewerbe korporativ organisiert waren, letztlich eine eher sekundäre Bedeutung gegenüber anderen Faktoren zuzumessen ist. Insofern kann man der in diesem Band von Claartje Rasterhoff und Dries Lyna geäußerten Kritik durchaus zustimmen, dass sich die jüngere Forschung zu den Bedingungen von Innovationen und Kreativität in vormodernen Städten zu sehr auf die Zünfte ausgerichtet und andere relevante Aspekte nicht ausreichend berücksichtigt hat. Und auch die Herausgeber kommen in ihrer Einleitung zu dem Schluss, dass das Verhältnis zwischen Kreativität, Innovation und (vormoderner) Stadt zukünftig verstärkt „jenseits der Zünfte“ diskutiert werden sollte (31). Wie genau dies jedoch aussehen könnte, bleibt insgesamt ziemlich unklar. Mehrere Beiträge gehen auf die politischen Maßnahmen der (städtischen) Obrigkeiten wie die Verleihung von Privilegien und auf die Machtverhältnisse in den Städten ein und verweisen insbesondere auf die wichtige Bedeutung, die Kaufleute, Verleger bzw. „merchant-manufacturers“ gerade auch für die Ausbildung und Ausbreitung neuer Fähigkeiten und damit auch für Innovationen im gewerblichen Bereich haben konnten. Einige Autorinnen und Autoren behandeln Kopier- und Imitationspraktiken, die nicht allein als eine Übernahme von bereits Bestehendem zu sehen sind, sondern durch die Einbindung in die spezifischen lokalen Verhältnisse auch zur Entstehung von Neuem führten und sich so als wichtiger Faktor für Innovation erweisen. Schließlich betonen mehrere Beiträge den engen Zusammenhang zwischen Migration und der Verbreitung von Innovationen. Dabei war jedoch, wie etwa Jan De Meester am Beispiel Antwerpens zeigt, die Frage der Förderung oder auch der Abwehr von Innovationen in aller Regel kein bestimmender Faktor für die Haltung, die die Obrigkeiten und auch die Zünfte ge-

genüber (Wirtschafts-)Migration einnahmen, und entsprechend auch nicht für die städtischen Migrationspolitiken.

Eng mit Migration hängt ein weiteres Thema zusammen, das im Zentrum mehrerer Beiträge steht: die Strukturierung und insbesondere die Inklusions- und Exklusionsbedingungen der städtischen und speziell der gewerblichen Arbeitsmärkte sowie deren Kontrolle. So zeigen de Munck und Davids in ihrem instruktiven Beitrag, der jedoch einen erkennbaren Bezug zum eigentlichen Oberthema des Bandes vermissen lässt, dass bestimmte Entwicklungen wie die in mehreren niederländischen Städten des 17. und 18. Jahrhunderts zu beobachtende Tendenz zur Erhöhung von Einschreibegebühren und Meistergeldern ihren Grund nicht darin hatten, die Zugangsbedingungen zu den korporativ organisierten Gewerben und Arbeitsmärkten zu erschweren oder (soziale) Mobilität zu beschränken, sie also auch nicht als Ausdruck eines exklusiven Zunftgeistes und einer Tendenz zur Schließung der Zünfte (miss-)verstanden werden dürfen. Vielmehr handelte es sich dabei allenfalls um unbeabsichtigte Nebenfolgen, denn die eigentliche Ursache dieser Entwicklungen ist in den zunehmenden finanziellen Schwierigkeiten zu sehen, in die viele Zünfte im 17. und 18. Jahrhundert gerieten.

Insgesamt fällt das Fazit gemischt aus. Der Band behandelt mit der Frage nach Innovation und Kreativität ein (nicht nur) für die vormoderne Stadtgeschichtsforschung hochrelevantes Thema. Jedoch gelingt es vielen Beiträgen nur bedingt, Ergebnisse zu liefern, die substantiell neue Erkenntnisse und Einsichten ermöglichen. Auch bleibt der Band aufgrund des konzeptionellen Gesamtzuschnitts hinter den Möglichkeiten, die dieses Forschungsfeld eröffnet, zurück. So stellt sich die Konzentration auf institutionelle Faktoren (und speziell die Zünfte) und die damit verbundene Dominanz institutionentheoretischer Ansätze insofern als erkenntnishemmend heraus, als dadurch andere Aspekte ausgeblendet oder doch nur kursorisch behandelt werden; dies gilt insbesondere auch für die kulturelle Dimension, auf die in den Beiträgen nur selten und nicht systematisch eingegangen wird. Dabei ist die Frage, wie Innovationen und generell Neues wahrgenommen und bewertet und was überhaupt anhand welcher Kriterien als neu und innovativ angesehen wurde, als ein wesentlicher Faktor dafür anzusehen, inwieweit etwa neue Technologien oder Produkte Akzeptanz und Verbreitung fanden oder auf Ablehnung stießen. Hier eröffnen sich dann auch Anknüpfungen an andere neuere Forschungsrichtungen etwa zur Geschichte des Materiellen. Aus einer solchen Perspektive könnte dann noch einmal die Frage diskutiert werden, inwieweit es sich bei den vormodernen und insbesondere den frühneuzeitlichen Städten um „creative cities“ handelt – gerade wenn man sich nicht darauf beschränkt, Städte als Orte zu behandeln, in denen Innovationsprozesse und kreative Praktiken (unter bestimmten Umständen) stattfinden, sondern darüber hinaus auch danach fragt, inwieweit die sozialen und wirtschaftlichen Strukturen der Städte selbst auf die Hervorbringung von Innovationen und Kreativität angewiesen sind und deren Selbstbild bzw. ihre „Selbst-Kulturalisierung“ (Reckwitz) davon geprägt ist.

Philip Hoffmann-Rehnitz, Münster

Ludwig, Ulrike, Das Duell im Alten Reich. Transformationen und Variationen frühneuzeitlicher Ehrkonflikte (Historische Forschungen, 112), Berlin 2016, Duncker & Humblot, 390 S. / Abb., € 99,90.

Israel, Uwe / Christian Jaser (Hrsg.), Agon und Distinktion. Soziale Räume des Zweikampfs zwischen Mittelalter und Neuzeit (Geschichte: Forschung und Wissenschaft, 47), Berlin / Münster 2016, Lit, VI u. 308 S. / Abb., € 34,90.

Was ist ein Duell? Ulrike Ludwig plädiert in ihrer Dresdner Habilitationsschrift dafür, die Beantwortung dieser Frage konsequent daran zu knüpfen, was die historischen Akteure mit diesem Terminus bezeichneten. Im deutschsprachigen Raum sei das Wort erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts aufgetaucht. Überlegungen, ob Georg von Below mit seiner These Recht gehabt haben könnte, dass die Duellpraxis während der französischen Religionskriege über einen Kulturtransfer ins Reich gelangt sei, seien obsolet. Für die Vorläufer des eingedeutschten Begriffs „Duell“ finden sich Ludwig zufolge frühere Belege um 1500 in Italien (*duello*) bzw. in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Frankreich (*duel*). Somit wäre der Beginn des Duells, europaweit betrachtet, in der Frühen Neuzeit zu verorten.

Werner Paravicini ist anderer Ansicht, wie er in seinem Beitrag zu einer internationalen Konferenz unter dem Titel „Agon und Distinktion“, die 2012 in der Villa Vigoni zu diesem Thema stattfand, zu verstehen gibt: Der berühmte Zweikampf zwischen Jean de Carrouges und Jacques Le Gris, der am 29. Dezember 1386 vor den Augen des Königs von Frankreich und einer größeren Öffentlichkeit ausgefochten wurde, ist für ihn sehr wohl ein Duell bzw. ein „Gerichtsduell“, ausgefochten mit „Duellwaffen“. Den Ausschlag habe der im Adel „alles beherrschende Begriff der Ehre“ (Paravicini, in: Agon und Distinktion, 70) gegeben. Im späten 14. Jahrhundert sei noch einmal auf die Rechtspraxis des Gottesurteils zurückgegriffen worden, bevor der Inquisitionsprozess an ihre Stelle getreten sei. Das Duellphänomen, explizit verstanden als ein im Mittelalter tradiertes Phänomen, wird hier gerade nicht an den zeitgenössischen Begriff gekoppelt. Stattdessen tauchen, wie die quellennahe Darstellung von Paravicini und die wörtliche Wiedergabe zeitgenössischer Dokumente zeigen, im Zusammenhang mit der tödlich endenden Auseinandersetzung der beiden französischen Adligen Bezeichnungen wie *bataille* oder *gage de bataille* auf.

Zieht man weitere Beiträge des von Uwe Israel und Christian Jaser herausgegebenen Bandes zu Rate, um die hier eingangs gestellte Frage zu klären, ergibt sich ein differenziertes Bild. Maria Nadia Covini von der Universität Mailand spricht von Duellen („duelli“) im 15. Jahrhundert, Paolo Grillo, ebenfalls von der Universität Mailand, wendet den Begriff „duelli“ gar für das 12. und 13. Jahrhundert an. Covini weist zudem zahlreiche Belege vor, die erkennen lassen, dass die Lombardei im 15. Jahrhundert bereits stark von einer Kultur des ritualisierten Zweikampfs („duello formalizzato“) geprägt war. Die insgesamt 18 Beiträge des Sammelbandes „Agon und Distinktion“ – sieben davon sind in italienischer, zwei in französischer und der Rest in deutscher Sprache abgefasst – scheinen darauf hinzudeuten, dass es in der italienischen und der französischen Forschung weniger Bedenken gibt, das Duell als Konfliktpraxis bereits im Mittelalter auszumachen.

Den meisten Abhandlungen, Ludwigs Buch eingeschlossen, ist wiederum gemeinsam, dass unter Begriffen wie „Duell“ und „Zweikampf“ stark differierende Gewaltpraktiken des Mittelalters und der Frühen Neuzeit verstanden werden. Zugleich werden entwicklungsgeschichtliche Ansätze, die teleologische Linien aufzeigen sollen, vermieden oder ausdrücklich verworfen. Matthias Pohligh plädiert vor diesem Hintergrund für einen nicht zielgerichteten Vergleich unterschiedlicher Praktiken und Dis-

kurse im zeitlichen Längsschnitt und setzt dabei zugleich voraus, dass es „das Duell“ als überzeitlich definierbare Größe nicht gibt. Dabei stellt sich allerdings die Frage, in welcher Beziehung die im Band „Agon und Distinktion“ vorgelegten Abhandlungen zueinander stehen. Was verbindet etwa die von Christian Jaser und Daniel Jacquet untersuchte städtische Fecht- und Sportkultur mit den noch für das 15. Jahrhundert in den Städten der burgundischen Niederlande nachweisbaren Gerichtskämpfen, denen die französische Mediävistin Élodie Lecuppre-Desjardin nachgeht? Bestehen die wesentlichen Gemeinsamkeiten dieser Praktiken lediglich, wie Uwe Israel konstatiert, in einer breiten gesellschaftlichen Akzeptanz und in ihrer Regelmäßigkeit (Israel, in: Agon und Distinktion, 283)?

Selbst eine solche Klammer erscheint brüchig. Ulrike Ludwig kommt in ihrer Arbeit nämlich zu dem Ergebnis, dass die im Reich unter dem Begriff „Duell“ geführten Konflikte einen „geringe[n] Grad der Formalisierung“ (Ludwig, 324) aufgewiesen hätten. Das Duell als verabredeten, regelhaften und mit tödlichen Waffen um der Ehre willen ausgetragenen Zweikampf, so definiert von Ute Frevert, gibt es Ludwig zufolge im Grunde erst seit dem 19. Jahrhundert. Für das 17. und 18. Jahrhundert seien dagegen völlig unterschiedliche Handlungsweisen unter diesen Begriff zu subsumieren, so dass sich für diesen Zeitraum eine „Duell“ genannte Auseinandersetzung „nicht von einer einfachen Schlägerei unterscheiden“ lasse (Ludwig, 326). Man fragt sich wiederum, welchen Sinn angesichts eines solchen Befundes eine Abhandlung über „das Duell“ im Alten Reich überhaupt haben kann.

„Das Aufkommen des Duells im Alten Reich war das Resultat eines Begriffstransfers“ (Ludwig, 323). Ludwigs Erklärung, dass das Duell entstanden sei, indem sich im 17. Jahrhundert lediglich ein neues Wort für Altbekanntes durchgesetzt habe, impliziert den Widerspruch, dass es das Duell als Praxis bereits im 16. Jahrhundert gegeben haben muss. Ihre Entscheidung, die Zeit vor 1600 aus ihrer Arbeit auszuklammern, mag angesichts der Schwierigkeiten, einen geeigneten Zugriff zu finden, nachvollziehbar sein. Das Vorhaben, „das Duell“ im frühneuzeitlichen Reich mit bloßem Verweis auf das Auftauchen des eingedeutschten Terminus zu beschreiben, erscheint jedoch nicht zuletzt auch angesichts der Bedeutung des Lateinischen für die Rechtskultur fragwürdig. Immerhin diskutierten Juristen wie der Tübinger Rechtsgelehrte Heinrich Bocer (1591) über das *duellum* und dachten über dessen Vereinbarkeit mit dem *bonum publicum* und weitere damit verbundene rechtliche Fragen nach.

Ulrike Ludwigs Erkenntnisse zum Duell im Alten Reich während des 17. und 18. Jahrhunderts basieren im Wesentlichen auf einem Sample von Gerichtsakten, denen Verfahren zu Grunde liegen, die sie „Duellverfahren“ nennt. Hinzugezogen wurden sämtliche Prozesse, in denen der Begriff *Duell* entweder von einer der Parteien oder mit Bezug auf landesherrliche Duellmandate etc. gebraucht wurde. Räumlich sind die untersuchten Fälle, insgesamt 559, auf Mecklenburg, Kursachsen und Pommern eingegrenzt.

Zwei wichtige Befunde sollen hier hervorgehoben werden. Zum Ersten: Die Verteidigung der Ehre war für die Protagonisten keineswegs zwangsläufig daran geknüpft, sich auf das Duell einzulassen. Diese Feststellung hebt die Arbeit, was sehr zu begrüßen ist, von mechanistischen Konzepten ab, in denen Gewalthandlungen als notwendige, einzig verbleibende Möglichkeit der Reaktion auf Ehrverletzungen angesehen werden. Es zeigt sich zudem, dass die Protagonisten gerade auch im gerichtlichen Austrag von Konflikten Chancen erblickten, das zu wahren, was sie als ihre Ehre verstanden. Zum Zweiten: Die Duellpraxis als solche funktionierte nicht als gesellschaftliches Distinktionsmittel; keineswegs wurde Exklusivität damit erzeugt. Vielmehr wurde

grundsätzlich schichten- bzw. ständeübergreifend auf diese Praxis zurückgegriffen, wobei allerdings deutliche Schwerpunkte im Militär und im Adel auszumachen sind. Dieses Ergebnis scheint einmal mehr im Kontrast zum Sammelband „Agon und Distinktion“ zu stehen, in dem die Wahrung der Standesehre innerhalb unterschiedlicher Schichten der Gesellschaft als ein zentraler Faktor des Zweikampfs definiert wird.

Lassen sich bei all dem überhaupt keine elementaren Gemeinsamkeiten der Praktiken erkennen? Der kleinste gemeinsame Nenner aller Duelle und Zweikämpfe ist doch wohl, dass man seinem Gegner zugesteht, sich gegen die eigene Aggression zur Wehr zu setzen. Eine Tendenz, dabei Waffengleichheit oder -äquivalenz herzustellen, ist ebenfalls unübersehbar. Insofern kann man wohl auch den von Ulrike Ludwig beobachteten Praktiken, bei all ihrer Vielfältigkeit, nicht jegliche Regelhaftigkeit absprechen und damit wiederum ist kein Gegensatz zur allgemeinen Duelldefinition Ute Freverts zu erkennen. Nimmt man die unterschiedlichen Zweikampf- und Duellformen, die der Band „Agon und Distinktion“ thematisiert, und die Ergebnisse von Ludwigs Untersuchung gemeinsam in den Fokus, so lässt sich neben dieser Übereinstimmung die Betonung von Maskulinität bzw. die Reduzierung gesellschaftlicher Rollenkonzepte auf diese als weiterer wesentlicher Schnittpunkt festhalten. In der europäischen Vor- bzw. Frühmoderne gab es offensichtlich immer wieder Phasen, in denen von Männern eingefordert wurde, ihr Leben im Zweikampf aufs Spiel zu setzen, um sich als solche zu erweisen. So gesehen hat das Duell, begriffen als Praxis, die Männlichkeit über eine solche gefährliche Gegnerschaft „auf Augenhöhe“ konstituieren sollte, durchaus eine zeitlich und kulturell übergreifende Geschichte, der es sich nachzugehen lohnt.

Ralf-Peter Fuchs, Essen

Bellabarba, Marco / Hannes Obermaier / Hitomi Sato (Hrsg.), *Communities and Conflicts in the Alps from the Late Middle Ages to Early Modernity* (Jahrbuch des italienisch-deutschen historischen Instituts in Trient. Beiträge, 30), Bologna / Berlin 2015, Il Mulino / Duncker & Humblot, 251 S., € 22,00.

Dieser Sammelband, der dem 2014 verstorbenen Tiroler Landeshistoriker Klaus Brandstätter gewidmet ist, geht zurück auf eine Tagung am Italienisch-deutschen historischen Institut in Trient. Erfreulicherweise sehr rasch nach der Tagung publiziert, bereichert diese Anthologie die durchaus aktuelle Diskussion zu einer vergleichenden Geschichte des Alpenraums. Ihre Besonderheit besteht zum einen darin, dass die Tagungsakten auf Englisch vorliegen und damit ein größeres Publikum ansprechen können, als dies bei den meisten Werken zur Geschichte des Alpenraums möglich ist; zum anderen geht der Band auf eine Kooperation zwischen dem Institut in Trient und der Universität Kyoto zurück. Er versammelt entsprechend Forscher aus dem Trentino, aus Südtirol, der Lombardei und den Marken gemeinsam mit japanischen Experten für den Alpenraum. Er ist somit auch ein Ausweis für das Interesse, das man in Japan der vormodernen Geschichte Europas entgegenbringt. Entsprechend nahe liegt der vergleichende Blick, der hier nicht in einem globalgeschichtlichen Zusammenhang erfolgt, sondern verschiedene Regionen des Alpenraums umfasst. Dabei entsteht ein Sammelband, der zu vielen neuen Überlegungen anregt.

Bereits der erste Beitrag (Yoshihisa Hattori) schlägt eine Einteilung der politischen Entwicklung im Alpenraum in insgesamt vier Kategorien vor (16f.). Wo eine starke landesfürstliche Gewalt fehlte und adelige Familien weniger dominant auftraten, boten sich gute Rahmenbedingungen für die Selbstorganisation und Eigenverwaltung größerer Gemeinschaften, wie dies in Graubünden und im Valais der Fall war. In Gegenden wie Tirol und Vorarlberg hingegen verbanden sich Organe der Mitbestim-

mung in Form der Landtage eng mit der fürstlichen Obrigkeit. In anderen Regionen gelang es dem Fürsten, die Forderung nach Mitbestimmung zunächst zu moderieren und sich dann langfristig durchzusetzen, so in Savoyen und im Erzbistum Salzburg. Schließlich lässt sich ein vierter Typ ausmachen, der sich gleichsam an den Rändern der Herrschaft, also in den abgelegenen Tälern entwickelte. Hier gab es zwar eine zentrale Verwaltung, doch führte die Lage zu einem hohen und mit der Stärke oder Schwäche der Zentralregierung variierenden Grad an Selbstbestimmung. Der im Band damit angesprochene Vergleich verschiedener Regionen beschränkt sich nicht nur auf den Alpenraum im engsten Sinne, wenngleich hier sein Schwerpunkt liegt; so wird etwa auch die Region zwischen Bayern und Böhmen anhand von Grenzkonflikten in einem Beitrag angesprochen (Taku Minagawa). Zwei Beiträge behandeln die frühneuzeitlichen Hexenverfolgungen im Alpenraum, für das Fleimstal (Carlo Taviani) und unter Rückbezug auf Fernand Braudel und die Frage nach der Verbindung von Gebirgsregionen mit Hexerei (Vincenzo Lavenia). Immer wieder tritt das Spannungsverhältnis zwischen Adel und Städten gesondert hervor, so für Tirol (Hitomi Sato, Alessandro Paris) oder für die Region um Basel (Toshiyuki Tanaka). Während die großen politischen Konflikte zwischen Bischöfen und Landesfürsten insbesondere für Tirol schon intensiv in der Forschung behandelt wurden – man denke an Herzog Sigismund und seinen Streit mit dem Bischof von Brixen, Nikolaus von Kues –, bietet der Blick auf das Rahmenthema der Konfliktführung in einem kleineren Maßstab noch neue Einsichten; so wird hier etwa nach den Spannungen zwischen dem Klerus und der dörflichen Bevölkerung im Spätmittelalter (Emanuele Curzel) oder der Funktion lokaler Kirchen für die Entwicklung und Strukturierung alpiner Gemeinschaften (Massimo della Misericordia) gefragt. Besteuerung und Gesetzgebung im frühneuzeitlichen Tirol bieten weitere Forschungsfelder für die hier vorliegenden Studien (Marco Bellabarba, Marcello Bonazza), die – abgesehen von einer Untersuchung frühneuzeitlicher Handelsnetzwerke im südöstlichen Alpenraum, die damit die Wechselbeziehung zwischen Venedig und seinem alpinen Hinterland aus ökonomischer Sicht betrachtet (Katia Occhi) – seltener in den von Tirol aus gesehen östlichen Alpenraum als in die Schweiz und in den Westen von Norditalien blicken. Zu den untersuchten Regionen gehören etwa die Ligurischen Alpen und die Täler im Piemont, für die man das hochmittelalterliche Wechselspiel zwischen internen dörflichen Konfliktlinien und dem Eingriff externer adeliger oder monastischer Herrschaftsträger nachzeichnen kann (Luigi Provero).

Methodisch besonders spannend sind Hannes Obermairs Überlegungen zu der Art und Weise, wie Konflikte uns in den Quellen begegnen. Die Verschriftlichungen des Konflikts, auf die wir uns als Historikerinnen und Historiker zwangsläufig bei seiner Rekonstruktion stützen, sind ihrerseits bereits Teil der Objektivierung der Konfliktsituation und der Lösung des Streitfalls. Insofern stellt die Quellenlage selbst die Frage, ob Praxis und Alltag des Konflikts hier überhaupt adäquat erfasst werden können. Für die Diskussionen, die dieser Sammelband immer wieder aus unterschiedlichen Perspektiven anschnidet, wird der daraus resultierende Gedanke wesentlich, dass die Methoden der Konfliktlösung auch stets zur Verstetigung und spezifischen Ausbildung der Gemeinschaft beitragen. Insofern sind Konflikt und Gemeinschaft auch tatsächlich eine durchaus sinnvolle Begriffspaarung, um den Inhalt des Sammelbandes zusammenzuführen. Die Quellen, so lässt sich mit Obermair und unter Rückgriff auf Georg Simmel schließen (118), sind gerade hier besonders aussagekräftig, da sie diese Formierung der Gemeinschaft durch den Konflikt beleuchten. Die vorliegende Anthologie zeigt damit einmal mehr eindrücklich, wie der historische Vergleich für die Geschichte

des Alpenraums neue Impulse setzen kann. Vielleicht hätte ein Orts- und Personenindex den Band dabei noch etwas benutzerfreundlicher gemacht.

Romedio Schmitz-Esser, Graz

Šimůnek, Robert / Uwe Tresp (Hrsg.), Wege zur Bildung. Erziehung und Wissensvermittlung in Mitteleuropa im 13.–16. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 135), Göttingen / Bristol 2016, Vandenhoeck & Ruprecht, VIII u. 228 S., € 50,00.

Bildung und Erziehung sind mediale Dauerthemen, die in Funk, Fernsehen und Printmedien zuverlässig Aufmerksamkeit finden. Auch in der Forschung zur Vormoderne lässt sich in den letzten Jahren ein verstärktes Interesse an der Thematik konstatieren. Speziell für das Mittelalter allerdings korreliert die Zahl der zur Verfügung stehenden Quellen bzw. deren Erschließungsstand häufig nicht mit den Wünschen der Forschenden nach kulturgeschichtlich auswertbaren Beständen wie Schulhandschriften, Erzieherbestellungen oder Lehrplänen, die in größerer Zahl erst für die Frühe Neuzeit vorliegen. Der Fokus neuerer Arbeiten richtete sich deshalb vor allem auf das Spätmittelalter und dort vor allem auf Institutionen wie Universitäten, Klöster und Höfe, die sich durch eine relativ lange Bestehensdauer auszeichnen.

Die aufgezeigten Entwicklungen spiegeln sich auch in dem zu besprechenden Sammelband, der die Ergebnisse einer deutsch-tschechischen Tagung von 2013 unter Federführung der Prager Karls-Universität, des Historischen Instituts der Tschechischen Akademie der Wissenschaften sowie der Universitäten München und Düsseldorf sowie einige ergänzende Beiträge zusammenführt. Der Schwerpunkt liegt dabei besonders auf den Entwicklungen im Reich und Böhmen vom 13. bis zum 16. Jahrhundert. Erfreulich ist aus deutscher Perspektive, dass die tschechischen Beiträge übersetzt vorliegen und sich so auch dem Sprachunkundigen ein wertvoller Einblick in die Forschungen des Nachbarlandes eröffnet.

Nach einer konzisen Einleitung der Herausgeber, in der die vielfältigen Zugriffswege zur Thematik aufgezeigt werden, folgt ein Beitrag von Robert Antonín (13–41), der ausgehend von den narrativen Quellen den Blick vom Herrscherideal des Früh- und Hochmittelalters hin zu Karl IV. schweifen lässt. Deutlich wird bereits an dieser Stelle das schon erwähnte Quellenproblem, mit dem sich die Erziehungs- und Bildungsforschung auseinandersetzen muss. Zu mittelalterlichen Herrschern finden sich vor allem in historiographischen Werken und Fürstenspiegeln einschlägige Informationen, die aufgrund der häufig panegyrischen Natur dieser Texte allerdings mit Vorsicht betrachtet werden müssen. Antonín versucht die Frage nach der Relevanz dieser Quellen durch einen Verweis auf die Theorie des sozialen Handelns von Pierre Bourdieu zu beantworten. Danach habe sich der Herrscher das entsprechende soziale Kapital und einen korrelierenden Habitus aneignen müssen. In diesem Kontext sei die Entstehung von Fürstenspiegeln zu verorten.

So ganz überzeugt der Ansatz nicht. Abgesehen davon, dass man dem Soziologen meist Gewalt antut, wenn man seine anhand moderner Beispiele gewonnenen Erkenntnisse auf das Mittelalter überträgt, fällt man zudem noch nachträglich auf die Selbstvermarktungsstrategien vormoderner Gelehrter herein. Wolfgang Eric Wagner wies bereits in einem grundlegenden Beitrag zu den Sprachfertigkeiten regierender Fürsten um 1400 auf ein Ungleichgewicht der Quellen hin. Während die herrscherliche Überlieferung zu Fragen von Bildung und Wissenserwerb häufig stumm bleibt, hallen die gelehrten Forderungen nach einem lateinkundigen und klassikerlesenden König bis

heute in Archiven, Bibliotheken und kritischen Editionen nach. Damit soll nicht behauptet werden, dass Fürstenspiegel keine Rezeption erfuhren. Die weite handschriftliche Verbreitung etwa der Schriften des Aegidius Romanus oder des Enea Silvio Piccolomini spricht eine andere Sprache. Allerdings ist Skepsis angebracht, wenn man vom Vorhandensein entsprechender Texte an den Höfen auf Lektüre durch den oder den Interesse beim jeweiligen Herrscher an der Höhenkammliteratur seiner Zeit schließt. Der häufig in diesem Kontext genannte Karl IV. ist eine absolute Ausnahmeform im mitteleuropäischen Raum des späten Mittelalters.

Dieser Problematik ist sich im nachfolgenden Beitrag Georg Strack bewusst (43–59), der ausgehend von einer früheren Studie zur Thematik nicht den schwer zu beweisenden Konnex zwischen Fürstenspiegel und herrscherlichem Handeln untersucht, sondern sich auf Weisheitsentwürfe innerhalb lateinischer und volkssprachlicher Texte dieser Gattung konzentriert. Besonders hervorzuheben ist das von ihm formulierte Ergebnis, dass entlang der Sprachgrenzen zwischen den Texten unterschiedliche Herrscherideale heraussehen. Während die lateinischen Werke vor allem auf die eigenständige Regierungstätigkeit abheben, fordern die deutschsprachigen Texte einen eher delegierenden Fürsten, der sich auf geschultes Kanzleipersonal stützen soll.

Die beiden folgenden Beiträge beschäftigen sich ebenfalls mit dem Hof als Ort von Bildung und Wissenstransfer. Gerrit Deutschländer wendet sich am Beispiel der Luxemburger „höfische[r] Erziehung und dynastische[m] Denken“ zu (61–80). In den Fokus genommen werden hierbei die Orte der Erziehung, die Wertschätzung von Bildung und die Rolle der Vater-Sohn-Beziehungen. Es folgt eine Untersuchung von Martina Giese zur Jagd in vormodernen Erziehungsexkursen (81–106). Hierbei betrachtet die Autorin auf Grundlage von solch unterschiedlichen Quellengattungen wie Briefen, Fürstenspiegeln und Rechnungen die Rolle dieses Phänomens in der adligen Welt. Insgesamt kann sie Licht auf eine Kulturtechnik werfen, die in Überblicksdarstellungen gerne als selbstverständlicher Bestandteil des höfischen Lebens bezeichnet wird, tatsächlich aber bislang selten aus den Quellen heraus erforscht wurde.

Es folgt ein thematischer Block, der sich Bildung und Wissensvermittlung im Spannungsfeld von geistlichem und weltlichem Leben im böhmischen Spätmittelalter zuwendet. Romana Petráková widmet sich dabei den Kanonikern des Kollegiatstifts zum Heiligen Kreuz in Breslau und deren Beziehungen zur weltlichen Herrschaft, wobei sie besonders auf die Gründungsgeschichte und die Bauphasen der Kirche eingeht (107–130). Einen wertvollen buch- und bibliotheksgeschichtlichen Beitrag liefert Magda Polanská mit ihrer Untersuchung zu dem Gelehrten Hanusch von Kollowrat, in der sie unter anderem die Inkunabeln in seinem Besitz in den Blick nimmt (131–154). Den Fokus auf Belege zu Bibliotheken und Studienräumen in böhmischen Burgen des Spätmittelalters richtet František Záruba (155–168).

Zwei inhaltlich recht unterschiedliche Beiträge runden den Band ab. Den Schwerpunkt auf das Bild, das Autoren wie Christine de Pizan und Thomas Morus von den gesellschaftlichen Aufgaben der Frauen zeichnen (169–198), legt Martina Blattmann. Deutlich wird dabei, dass sich die entsprechenden zeitgenössischen weiblichen Rollenbilder auch in den betrachteten, teils utopischen Weltentwürfen wiederfinden. Es folgt abschließend eine Studie von Benno Jakobus Walde, in der die Malerausbildung in Regensburg, speziell im Hause Albrecht Altdorfers, sowie die potentielle Schülerschaft des Hans Mielich einer kritischen Betrachtung unterzogen werden (199–214). Beschlossen wird der ansprechend gestaltete Band durch eine kurze Zusammenfassung von Uwe Tresp sowie ein Ortsregister.

Insgesamt bietet die Publikation für die an Bildungs- und Wissensgeschichte des späten Mittelalters Interessierten einiges an neuen Einblicken, insbesondere für den höfischen Bereich. Dabei wird deutlich, dass der Blick über Quellen wie Fürstenspiegel und Chroniken hinaus gerichtet werden muss. So hilfreich diese auch für viele Fragestellungen sein können, bieten doch gerade die ab dem 15. Jahrhundert in größerer Zahl vorhandenen Briefe und Rechnungsquellen Möglichkeiten, um das häufig idealisierende – oder auch allzu negative – Bild adliger Erziehung und Ausbildung, das die Federn der gelehrten Schreiber zeichnen, in wesentlichen Punkten zu korrigieren. Besonders hierfür hat der Band wertvolle Anregungen geliefert.

Benjamin Müsegades, Heidelberg

Smail, Daniel Lord, Legal Plunder. Households and Debt Collection in Late Medieval Europe, Cambridge / London 2016, Harvard University Press, XV u. 326 S. / Abb., \$ 39,95.

Es ist das dritte Buch, in dem sich Daniel Lord Smail mit der Rechtskultur der spätmittelalterlichen Hafenstadt Marseille befasst. Dieses Mal allerdings erweitert er seine Lokalstudie um einen substantiellen Vergleich mit der norditalienischen Handelsmetropole Lucca (am Fuß der Apuanischen Alpen, rund 30 Kilometer vom Meer entfernt). Es geht Smail um die geschichtliche Wirkmacht von Dingen, Dingen als Akteuren, denen er sich über Inventare und Arrestverzeichnisse nähert. Letztere tragen in Lucca den ‚bedrohlichen‘ Namen „Libri relacionum praedarum“ (*praedare* = plündern, rauben, schänden). Sich mit der Geschichte von Dingen zu befassen ist nun wahrlich nichts Neues, die Art und Weise, wie Daniel Lord Smail die Dinge methodisch und stilistisch zum Sprechen bringt, aber etwas ganz Besonderes! Das Buch ist in fünf unterschiedlich lange Kapitel unterteilt und schreitet rückwärts von der ersten Hälfte des 15. in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, als sich die europäischen Rechtssysteme hinsichtlich der Schuldenfragen grundlegend wandelten. Smails Ausführungen beginnen mit klugen Beobachtungen zum Wert der Dinge, der in diesem Kontext ausschließlich mit Geld bemessen wird. Von den Dingen leitet er über zum Mangel an Bargeld, das, weil es selten ist, durch Dinge ersetzt wird, die Smail als Währung *sui generis* begreift. Kapitel drei ist dem amtlichen Eintreiben von Schulden gewidmet – ein unappetitliches ‚Geschäft‘, wenn es der Landbevölkerung an die Substanz geht. Mit dem titelgebenden „legal plunder“ befasst sich Kapitel vier. Smail spielt mit der Semantik des Begriffs „plunder“, der „Plündern“ und „Plunder“ (Hausgerät, Kleider, Wäsche und Bettzeug) bedeuten kann. Letzteres waren die Dinge, die der Gerichtsschreiber in den Häusern fand, die er inventarisierte; es waren die Dinge, die der Gerichtsbeamte ‚in Arrest‘ nahm, dem ungeduldigen Gläubiger übergab oder versteigern ließ. Die rechtliche Logik von Sicherungsarrest und Zwangsvollstreckung ist aber eine andere als die des Inventars, wenngleich es mannigfache, auch rechtliche, nicht nur dingliche Berührungspunkte und Überschneidungen gibt. Rechtshistorisches Basiswissen wird jedoch sehr sparsam eingespeist, zu sparsam angesichts der Komplexität der Verfahren. Smail begreift Sicherungsarrest und Zwangsvollstreckung als obrigkeitlich geleitete Gewaltakte. Mit Blick auf die ‚Beutezüge‘, die die Stadt in den Sei Miglia, dem Lucceser Contado, durchführte, leuchtet das auf Anhieb ein. Für die Stadt selbst aber müssten wir Näheres über die Person des jeweiligen Gläubigers wissen, um von der Zwangsvollstreckung auf ein schuldenbasiertes Herrschen von Menschen über Menschen (im Sinne von David Graeber) zu schließen. Über die Gläubiger aber lässt uns der Verfasser letztlich genauso im Ungewissen wie über die in den Statuten vorgege-

bene Rechtslage. Die Studie endet mit einem Ausblick auf die unglücklichen Helden, die sich dieser Gewalt entzogen oder widersetzen.

Gabriela Signori, Konstanz

Lange, Tyler, Excommunication for Debt in Late Medieval France. The Business of Salvation, Cambridge 2016, Cambridge University Press, XVII u. 303 S. / graph. Darst., £ 64,99.

Tyler Lange ist Lecturer für frühneuzeitliche Geschichte an der University of California / Berkeley. Seine 2013 erschienene Dissertation ist der politischen Kultur Frankreichs im 16. Jahrhundert gewidmet, die Lange als Inkubationsphase des ‚Absolutismus‘ begreift („The First French Church Reformation and the Origins of the Old Regime“). In seinem jüngsten Buch wendet er sich dem Modethema Schulden zu, aber aus der ungewohnten Perspektive der geistlichen Gerichtsbarkeit. Tyler Lange interessiert sich nicht nur für die Schuldner, sondern auch für die exkommunizierenden Institutionen in Reibung mit der Gerichtsbarkeit der werdenden Staatlichkeit.

Das Herzstück der Arbeit bilden drei Fallstudien zum geistlichen Gericht der Abtei Montivilliers (1433–1463 und 1499–1530) und den bischöflichen Gerichten von Paris (1426–1439) und Chartres (1380–1436). Die Datenbasis ist breit: Die Register von Paris enthalten 3069, die von Chartres 1220 und die von Montivilliers 1493 Exkommunikationen. Die Exkommunikation sei vor allem im durch das Gewohnheitsrecht geprägten Norden Frankreichs benutzt worden, um säumige Schuldner zum Zahlen zu bewegen. Sie gehe vermutlich vornehmlich auf mündlich abgeschlossene Geschäfte (Verträge) zurück. Anstieg und Rückgang der Exkommunikationen schreibt er unter anderem in die Konjunktur der Brotpreisentwicklung ein; die wiederum verknüpft er mit der Geschichte Nordfrankreichs während und nach dem Hundertjährigen Krieg und der Judenvertreibung.

In den Registern der geistlichen Gerichte ist sehr Unterschiedliches festgehalten: In Chartres fehlt bei einem Drittel der Exkommunikationen die Angabe von Gründen, bei einem weiteren Drittel erfolgte die Sanktion wegen Nichterscheinen (Kontumaz). Beim letzten Drittel handelt es sich um Exkommunikationen *pro judicato*, gefolgt von der Nennung eines konkreten Geldbetrags. Die Exkommunikationen infolge Nichterscheins macht in Montivilliers 42 Prozent, in Paris 64 Prozent aller Fälle aus. Auf das Kontumaz-Problem geht Lange aber nicht näher ein. Andere Sachverhalte sind in dem von Joseph Petit edierten Pariser Register der Jahre 1384 bis 1387 („Registre des causes civiles de l’officialité épiscopale de Paris“) verzeichnet. Dieses Register nämlich enthalte überwiegend Konfessate ähnlich wie das von Christian Schwab ausgewertete Augsburger Offizialatsregister (1348–1352). In welchem Bezug Konfessat und Exkommunikation zueinander stehen, diskutiert Lange nicht. Das Verbindungsstück dürfte der Meineid gewesen sein.

In allen drei Registern herrschen Schulden im Schillingbereich vor. Von der Exkommunikation seien in diesen Fällen also vornehmlich ‚kleine Leute‘ betroffen gewesen. In der ‚klassischen‘ Wirtschaftsgeschichte hätten solche Klein- und Kleinstkredite bislang keine Beachtung gefunden. Die meisten Schuldner wurden nur ein einziges Mal exkommuniziert. In allen drei Registern treten jedoch einzelne Gestalten hervor, die weit über zwanzig Mal in Folge exkommuniziert wurden. Ob es sich dabei wirklich um Bankrotteure handelt, wie Lange meint, bleibt fraglich. Die in Serie ausgesprochenen Exkommunikationen scheinen die Geschäftsfähigkeit der Betroffenen auf jeden Fall nicht weiter beeinträchtigt zu haben. Eine Bilanz zieht er nicht.

Im Fazit verlässt Tyler Lange die Bühne des Quantifizierens und öffnet den Blick weit auf das ihm vertraute Thema der werdenden Staatlichkeit im Zeitalter der Reformation. Mit der deutschen Forschung kennt er sich allerdings nicht aus – weder mit der zu den geistlichen Gerichten noch mit der zu Schulden. Und so bleibt die Reichweite der Arbeit trotz des Ausblicks alles in allem sehr bescheiden. Viel zu oft lässt Tyler Lange im Analyseteil die Zahlen ‚sprechen‘. Thesenbildung ist nicht sein ‚Ding‘. Darunter leidet die Arbeit.

Gabriela Signori, Konstanz

Welch, Anna, Liturgy, Books and Franciscan Identity in Medieval Umbria (The Medieval Franciscans, 12), Leiden / Boston 2016, Brill, X u. 270 S. / Abb., € 110,00.

Unsere Kenntnis der Franziskanerliturgie im Mittelalter beruht im Wesentlichen auf den Forschungen von Stephen J. P. van Dijk OFM (1909–1971), die er von den 1940er Jahren bis in die 1970er Jahre publiziert hat. Seine verdienstvollen Analysen der Handschriften aus dem 12. bis 14. Jahrhundert haben das bis heute weithin bekannte Bild gezeichnet. Danach hat der Franziskanerorden sich an der Liturgie der päpstlichen Kurie orientiert und das dort gebräuchliche Missale und Brevier für sich übernommen. Durch die Ausbreitung des Ordens machten die Minderbrüder die römische Kurialliturgie in ganz Europa bekannt und heimisch. Dabei ging van Dijk davon aus, dass sich im Zuge der liturgischen Reformen unter dem Generalminister Haimo von Faversham (1240–1243) das gottesdienstliche Leben des Ordens in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts strikt vereinheitlichte und Haimo mit seinen revidierten „Normbüchern“ die Liturgie in den Franziskanerkommunitäten bestimmte. Mit dem dahinterstehenden Konzept einer linearen Strategie der Vereinheitlichung setzt sich die vorliegende Studie von Anna Welch kritisch auseinander.

Dazu fokussiert sich Welch auf fünf Missalien, die der liturgischen Praxis umbrischer Franziskanerkonvente entstammen. Die Miniaturen lassen sich nach kunsthistorischen Analysen einer Malerwerkstatt in Perugia zuweisen, die sich auf die Ausstattung von Büchern spezialisiert hatte. Welch fasst die Missalien deshalb als eine „Perugian liturgical group“ zusammen. In deren Mittelpunkt steht der heute in Melbourne (State Library of Victoria) aufbewahrte „Codex Sancti Paschalis“ (CSP), ein nach 1297 geschriebenes umbrisches Franziskanermissale, das als Referenzwerk für die ganze Untersuchung herangezogen wird.

Diese gliedert sich in fünf Kapitel. Nach einleitenden Hinweisen zur Überlieferungsgeschichte des „Codex Sancti Paschalis“ und zum Gang der Arbeit (1–19) erläutert Welch im ersten Kapitel („The Silent Parchment? A New Methodology for the Study of Missals“, 20–50) ihren interdisziplinären Ansatz, der neben liturgie- und ordenshistorischen Zugängen auch kunst- und sozialgeschichtliche Erkenntnisse wie Einsichten aus der Ritualtheorie aufgreift, um die liturgischen Handschriften in ihrer Herstellung und ihrem Gebrauch in einem umfassenden Fokus zu betrachten und differenzierte Rückschlüsse ziehen zu können. Im zweiten Kapitel („Quarrelling Brothers – Liturgy and Identity, 1209–1274“, 51–91) geht Welch der von van Dijk und Joan Hazelden Walker beschriebenen Entwicklung der Franziskanerliturgie nach. Sie untersucht die von ihnen erschlossenen Quellen, diskutiert ihre Hypothesen zu einer unter Haimo von Faversham angestrebten Reform, die mittels seines „Indutus planeta“ (Ordinale des Haimo) auf eine Vereinheitlichung der Liturgie des Franziskanerordens zielte. Mit guten Gründen kann sie hier manche Anfragen an das bisher gezeichnete Bild richten, wenn sie etwa die von van Dijk angenommene Autorschaft Haimos für das Ordinale in Zweifel zieht.

Das dritte Kapitel befasst sich mit dem Verhältnis zwischen dem Franziskanerorden und der Buchproduktion („The Order of Friars Minor and the Book“, 92–132). Während theologische und spirituelle Schriften des Ordens sehr viel eingehender in der Forschung behandelt wurden, haben die liturgischen Bücher aus der Ordensproduktion bisher erstaunlich wenig Aufmerksamkeit gefunden. Deshalb bietet dieser Teil eine kleinteilige Studie zu den Missalien der „Perugia group“. Dabei fragt Welch nach den Schreibern und Illustratoren und deren Beziehungen untereinander. Demnach kann weder ein professionelles Skriptorium (etwa in Assisi) für die ordenseigene liturgische Buchproduktion angenommen werden, noch lässt sich angesichts der Vielfalt der ikonographischen Elemente und der Komplexität der Miniaturen ein einfacher, spezifisch franziskanischer Stil in der Ausgestaltung der Handschriften ausmachen. Vieles spricht hingegen dafür, dass zwischen den Minderbrüdern und den hochprofessionellen Minaturisten in Perugia ein weit entwickeltes, differenziertes Netzwerk bestand, das bei der Erstellung der liturgischen Schriften zusammenarbeitete.

Dass eher die an den Ort als an die Spiritualität gebundene Identität der franziskanischen Gemeinschaften ausschlaggebend war, zeigen die beiden folgenden Kapitel, die eingehend das Kalendard der fünf Missalien („Calendars – Comparing the Evidence“, 133–174) und die Feier der Heiligengedenktage („Celebrating Saints – Articulating Communal Identity through Liturgy“, 175–203) untersuchen. Hier wird deutlich, wie sehr die Heiligenfeste von den unterschiedlichen lokalen Traditionen abhängig waren und die in den Missalien Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts aktualisierten Kalendarien auf spirituelle Anliegen und Bedürfnisse der jeweiligen Konvente vor Ort zurückzuführen sind.

All diese Beobachtungen, die Welch im letzten Kapitel zusammenfasst („Conclusions and Directions for Future Research. The Codex Sancti Paschali from the Thirteenth to the Twenty-First Centuries“, 204–218), korrigieren die Vorstellung einer einheitlichen, zentral gesteuerten Liturgie des Franziskanerordens in einigen Punkten. Welch resümiert denn auch: „liturgy was in fact a mirror of the diversity and plurality of Franciscan identities in the late thirteenth and early fourteenth centuries“ (209). Sie vermutet, dass hinter der größeren Vielfalt franziskanischer Identitäten die höchst unterschiedlichen Interpretationen des Franziskus und seiner Ordensideen standen, die dann im 14. Jahrhundert etwa zur Trennung von Spiritualen und Konventualen führten. Diese Identitäten fanden ihren stabilisierenden Ausdruck in den verschiedenen Kommunitäten vor Ort und deren je eigener Liturgiefeier.

Damit hat Anna Welch eine äußerst anregende, manch vertraute Vorstellung korrigierende und für die mittelalterliche Ordensliturgie insgesamt beachtenswerte Studie vorgelegt.

Jürgen Bärsch, Eichstätt

Keyvanian, Carla, *Hospitals and Urbanism in Rome, 1200–1500* (Brill's Studies in Intellectual History, 251 / Brill's Studies on Art, Art History, and Intellectual History, 12), Leiden / Boston 2015, Brill, XV u. 447 S. / Abb., € 150,00.

Der hier zu besprechende Band ist dem Rezensenten in einer eigens für Besprechungszwecke hergestellten, sehr einfachen Paperback-Ausgabe zugestellt worden (eine Praxis, die über den Verlag Brill hinaus hoffentlich keine Schule machen wird!). Da diese Version nur unzulängliche Schwarz-Weiß-Abbildungen aufweist, kann kein Urteil darüber gefällt werden, ob die im Buchhandel vertriebene Ausgabe durch ihre äußerliche Aufmachung den stolzen Preis rechtfertigt. Was den Inhalt angeht, kann man nur skeptisch sein. Die amerikanische Architekturhistorikerin Carla Keyvanian

wendet sich dem bedeutsamen Thema der Hospitäler in der städtischen Entwicklung Roms im Spätmittelalter zu. Im Hinblick auf die Zeit zwischen 1200 und 1500 in Rom von „urbanism“ zu sprechen, ist gerade für die ersten beiden Jahrhunderte recht kühn und auch noch für das Quattrocento nur bedingt gerechtfertigt. Zweifellos beachteten die verschiedenen Akteure des römischen Baubetriebs die Voraussetzungen für die optimale Umsetzung ihrer Vorhaben (man denke nur an die notwendige Wasserversorgung) und konzentrierten ihre Projekte auf die Brennpunkte des Pilgerzustroms (also auf die Basiliken und die sie verbindenden Straßenzüge). Aber von einem planmäßigen Handeln war man noch weit entfernt, sodass es auch der Autorin sichtbar schwerfällt, ihren Stoff in eine schlüssige Form zu bringen, zumal direkte Quellen zu den Gründungs Umständen meist rar sind. Die beiden Teile sind ambitioniert mit „Building States: Rome and Europe“ und „Conquering a City: Rome and Latium“ betitelt. Die Autorin versucht, die karitativen Institutionen Roms, dem als Sitz der Päpste und als Pilgerzentrum eine Vorreiterrolle auf diesem Gebiet hätte zukommen können, in die wirtschaftlichen, politischen und sozialen Gegebenheiten der Ewigen Stadt einzubetten. Das Papsttum war als – bekanntermaßen in seiner eigenen Hauptstadt oft geschwächte – Wahlmonarchie vor Herausforderungen gestellt, die weltliche Herrscher nicht kannten. Der Vergleich der Hospitäler in Rom mit denen in anderen Zentren (wiederholt erwähnt wird das von Heinrich II. Plantagenet [1154–1189] gegründete Hospital von Angers) fällt denn auch nicht immer so positiv aus, wie man es erwarten würde. Immerhin sorgte Innozenz III. (1198–1216) unweit der Peterskirche im Borgo-Viertel für die Errichtung des Hospitals S. Spirito in Sassetta, das dank der massiven Förderung der Päpste eines der größten Hospitäler der Christenheit („probably the largest hospital in Christianity“, 129) wurde. Dieses päpstliche Vorzeigeprojekt wurde von einem eigens hierfür nach Rom geholten Hospitalsorden unterhalten. Erstaunlicherweise nennt die Autorin nicht einmal den Namen des eigentlichen Ordensgründers, Gui de Montpellier, was wohl ganz im Sinne des selbstgefälligen Conti-Papstes gewesen wäre. Unter Innozenz III. kam es mit Hilfe international operierender Orden zur Einrichtung weiterer Häuser wie S. Urbano ai Pantani am Forum Romanum (unter der Leitung der Johanniter, mit Anlehnungen an die Architektur der Zisterzienser-Abtei Fossanova, 140 ff.) und S. Tommaso in Formis auf dem Coelius-Hügel (unter Leitung der Trinitarier, 173 ff.). In mehr oder weniger stringent mit dem Hauptnarrativ abgestimmten exkursartigen Ausführungen beschäftigt sich die Autorin mit den Besonderheiten des Mauerwerks der Auftragsbauten Innozenz' III. und seiner Familie (zumal der Torre dei Conti) (gleich dreimal: 102 ff., 228 ff., 247 ff.) oder mit dem Primatsanspruch Roms gegenüber den östlichen Patriarchaten (118 ff.).

Im zweiten Teil analysiert die Autorin die Initiativen der feudalen Baronalfamilien und der eher bürgerlich ausgerichteten römischen Stadtaristokratie. Zur ersteren Art gehörte das von den Colonna gegründete Hospital S. Giacomo in Augusta, während die munizipale Oberschicht sich in der – gleich näher vorzustellenden – Erlöser-Bruderschaft organisierte, die das nach S. Spirito zweitgrößte Hospital betreute, das im Übrigen auch einen nicht zu unterschätzenden Wirtschaftsfaktor bildete. Ausführlich wird die Verankerung mancher römischer Adelsfamilie (Anibaldi, Capocci, Frangipane usw.) im städtischen Umfeld ausgebreitet, wobei allerdings auch hier nicht immer auf die neueste, zumal deutschsprachige Fachliteratur verwiesen wird. Auch die Rivalität zwischen den beiden mächtigsten Baronalfamilien, den Colonna und Orsini, ist bekannt (262 ff.). Immer wieder unterlaufen der Autorin störende Fehler, so die Datierung des Cosmaten-Fußbodens in der Laterankirche in die Zeit vor 1300 (270) oder die des Fußbodens der Sixtinischen Kapelle in den Pontifikat Innozenz' III. (115). Nicht hinnehmbar sind phantasiereiche Zuschreibungen wie die einer Klosterstiftung der Colonna in S. Giacomo am Kolosseum (273 ff., 321). Entscheidend sind die Ausführungen

zur Bruderschaft der „Empfohlenen“ (Raccomandati) des Erlöserbildnisses in der ob ihrer Reliquienschatze berühmten Kapelle des Lateranpalastes (der Sancta Sanctorum), die sich der Verehrung dieses Kultbildes verschrieben hatte. Dieser Vereinigung, der die besten Familien Roms angehörten und die am Campus Lateranense ein Hospital betrieb (297 ff.), überließ die römische Kommune zeitweise sogar Jurisdiktionsrechte im Bereich zwischen der Laterankirche und dem Kolosseum (313). Die Autorin geht aber zu weit, wenn sie den Raccomandati eine tragende Rolle bei der vielbeachteten Hinrichtung dreier Reliquienschänder im Jahr 1438 zuschreibt (331 ff.; die zitierte Urkunde betrifft Vollmachten, die sich nur auf das Heilige Jahr 1450 beziehen). Diese Schandtat und ihre anschließende grausame Bestrafung zeigten einige spätestens 1592 zerstörte Fresken in der Laterankirche, deren Nachzeichnungen sich im Archiv des Laterankapitels erhalten haben. Unbestritten verlor die Salvator-Bruderschaft zunehmend die päpstliche Unterstützung, und Pius V. (1566–1572) untersagte schließlich auch die Durchführung der Assunta-Prozession (15. August), die über mehrere Jahrhunderte sichtbarer Ausdruck des einst so stolzen – allerdings schon seit längerem reduzierten – Stadtreiments der Römer gewesen war (335). Obgleich das Salvator-Hospital mit seinen Anbauten weiterhin ein Eckpfeiler des Gesundheitswesens in Rom blieb (und bis heute ist), gründeten die Päpste ab dem 16. Jahrhundert neue Wohlfahrtseinrichtungen, die der Konzeption des modernen Staates mehr als die mittelalterlichen Gründungen entsprachen, von denen die meisten ihre alte Bedeutung verloren. Dies zu zeigen, ist gewiss der Anspruch des Buches von Carla Keyvanian, dessen Lektüre aber bedauerlicherweise durch die besagten Abschweifungen und irreführenden Aussagen beeinträchtigt wird.

Andreas Rehberg, Rom

Hornbeck II, J. Patrick / Mishtooni Bose / Fiona Somerset, A Companion to Lollardy (Brill's Companions to the Christian Tradition, 67), Leiden / Boston 2016, Brill, X u. 251 S., € 149,00.

Mit „A Companion to Lollardy“ legt J. Patrick Hornbeck II einen wertvollen Überblick über das komplexe Thema der Lollarden und des Lollardentums sowie dessen Erforschung vor. Abgerundet durch Beiträge zweier führender Expertinnen auf diesem Forschungsfeld, Mishtooni Bose und Fiona Somerset, liefert der in der Serie „Brill's Companions to the Christian Tradition“ erschienene Band einen soliden, gut lesbaren Einstieg in das Thema. Hornbeck gelingt es, das weite Feld vielschichtig, kritisch und doch stets verständlich zu beleuchten. Dabei dient dieses Handbuch ausdrücklich nicht dazu, neue Forschungsergebnisse zu liefern, sondern vielmehr eine Übersicht über die weitläufige Forschungslandschaft und -literatur zu bieten. Es handelt sich also oftmals mehr um eine historiographische denn um eine historische Arbeit, wie der Autor selbst einräumt. Hornbeck betont dabei, dass den meisten historischen Studien zwar nicht mehr konfessionelle Ansätze zugrunde liegen, ihre Autoren als professionelle Wissenschaftler aber (unvermeidlich!) nichtsdestotrotz durch ihre eigenen Identitäten geprägt sind und ihre Schriften dadurch beeinflusst werden (9 f.). Bose und Somerset stützen ihre Ausführungen zum Großteil auf bereits von ihnen publiziertes Material, was im Rahmen der Zielsetzung des Bandes aber keinesfalls ein Makel ist.

Der Band ist unterteilt in acht Kapitel, von denen die ersten drei von Hornbeck selbst verfasst wurden. Auf eine Einleitung folgt ein Abschnitt zu den Protagonisten und ihren Praktiken, der bewusst vor das von Fiona Somerset abgefasste Kapitel zu den Schriften gesetzt wurde, um der Überlegung Rechnung zu tragen, dass zwar Praktiken durch Schriften überliefert werden und aus ihnen entstehen können, ebenso aber

umgekehrt Praktiken vor und ohne Schriften entstehen können. Es steht dabei der Wunsch im Vordergrund, ein zusammenhängendes Bild der Schriften, Praktiken und Glaubensvorstellungen zu kreieren. Das fünfte Kapitel widmet sich dem Glaubenssystem der Lollarden, insbesondere im Hinblick auf die Sakramente. Im sechsten Kapitel bietet Mishtooni Bose einen sehr gestrafften Überblick über antilollardisches Schrifttum und dessen Autoren. Sie betont, dass das Studium und die Würdigung dieser Autoren und ihrer Schriften bisher zu kurz gekommen sei, was sie auf das Fehlen kritischer Editionen zurückführt. Ketzerverfahren gegen Lollarden werden im siebten Kapitel behandelt. Im achten schlussendlich wird die Nachwirkung dieser religiösen Bewegung erfasst und die Frage behandelt, ob sie Einfluss auf die englische Reformation hatte oder nicht. Dabei stehen sich verschiedene Positionen gegenüber, wobei vor allem Eamon Duffy verneinende Haltung in seinem Buch „The Stripping of the Altars“ im Gegensatz zu früheren Auffassungen steht. Den Band beschließt eine kurze Zusammenfassung gefolgt von einer Bibliographie sowie einem Register.

Das vielleicht größte Problem nicht nur dieses Bandes, sondern des ganzen Forschungsfeldes ist ein definitorisches: Es gibt keinen Konsens darüber, was eigentlich genau einen Lollarden ausmacht, und es ist gar zweifelhaft, ob es überhaupt möglich ist, eine genaue Definition aufzustellen. Dieser Mangel führt zu grundlegenden Zuordnungsproblemen, die in „A Companion to Lollardy“ auftauchen und auch angesprochen werden. Zwar gibt es Einigkeit darüber, dass gewisse Grauzonen bestehen (18), in denen Heterodoxie und Rechtgläubigkeit verschwimmen, jedoch wird im Laufe dieses Buches hin und wieder die Frage aufgeworfen, ob das behandelte Phänomen zwingend dem Bereich des Lollardentums zuzuordnen ist und wann und unter welchen Voraussetzungen etwas nicht lollardisch ist. Vor dem gleichen Problem steht Fiona Somerset in ihrem Kapitel zu lollardischem Schrifttum. Dort stellt sie die einleitende Frage: „What counts as a lollard text?“ (76) Der Mangel an Uniformität in Glaubensgrundsätzen unter sogenannten Lollarden und in ihren Texten erschwert die Beantwortung dieser Frage. Nur weil John Wyclif zum Beispiel einen bestimmten Standpunkt einnahm, übernahmen spätere Lollarden keinesfalls zwingend denselben Gedanken aus seinen Werken oder pflichteten ihm in allem bei (141). Dieses Problem kann und sollte der vorliegende Band aber nicht lösen. Nichtsdestotrotz bietet Hornbeck eine Liste von neun Punkten, denen die meisten Lollarden wohl zugestimmt hätten (141 f.), darunter die Komposition und Nutzung theologischer Schriften in englischer Sprache sowie die Ablehnung der Transsubstantiation.

Durchweg reflektiert und paraphrasiert Hornbeck verschiedene wissenschaftliche Standpunkte, ohne sich dabei allerdings gezwungen zu sehen, bei Meinungsverschiedenheiten Stellung zu beziehen. Stattdessen referiert er die unterschiedlichen Positionen lediglich und lädt so zum eigenen Nachdenken ein. Abschließend bleibt festzuhalten, dass „A Companion to Lollardy“ nur mit Einschränkung für absolute Neuesteiger zu empfehlen ist, da zum Teil (so vor allem im Kapitel von Somerset) ein gewisser Wissensstand vorausgesetzt wird, aber auch aufgrund der Tatsache, dass ein nicht unbedeutender Fokus des Bandes darauf liegt, Probleme und Forschungslücken des Feldes lediglich zu konstatieren. Das ändert aber nichts daran, dass es sich um ein äußerst empfehlenswertes Werk handelt, das bestens geeignet ist, einen hilfreichen Überblick über ein schwieriges Forschungsfeld zu erlangen. Es bleibt zu hoffen, dass Hornbecks Band entgegen seiner Aussage in der Danksagung nicht seine letzte große Publikation zum Thema der Lollarden sein wird.

Cornelia Linde, Halle-Wittenberg

Ruch, Ralph A., *Kartographie und Konflikt im Spätmittelalter. Manuskriptkarten aus dem oberrheinischen und schweizerischen Raum (Medienwandel – Medienwissen – Medienwechsel, 33)*, Zürich 2015, Chronos, 199 S. / Abb., € 34,00.

Die vielfältige Funktionalität mittelalterlicher Karten ist in letzter Zeit verstärkt zum Gegenstand kulturwissenschaftlicher Forschungen geworden. In seiner Zürcher Dissertation stellt Ralph A. Ruch die Frage nach „der Rolle lokaler Kartierungen als Mittel der Manifestation und Legitimation von politischen Ansprüchen“ (9) in den Mittelpunkt. Über den Ansatz von John Brian Harley hinaus, der auf eine Instrumentalisierung von Karten als Herrschaftsinstrumente abgehoben hatte, kommt es Ruch im Einklang mit der neueren Kulturgeschichte auf eine präzisere Kontextualisierung an. So hinterfragt er nicht nur die Intentionen, die sich mit den Karten verbanden, sondern er sucht auch nach Spuren ihrer tatsächlichen Rezeption und Verwendung, die beispielsweise in ihrer Materialität oder in Besitzereinträgen aufscheinen können. Neben der Bildlichkeit der Karten (Maßstäblichkeit, Größe, Layout u. a.) widmet Ruch besondere Aufmerksamkeit dem Nebeneinander und der Wechselwirkung von Zeichnung und Text bzw. Schrift. Hierbei kann es sich um Beschriftungen auf der Karte selbst, aber auch um separat überlieferte Texte handeln, die in einer näher zu bestimmenden Verbindung mit dieser standen.

Ruchs offener Kartenbegriff bezieht „jegliche schrift-bildliche Darstellung von Raum“ mit ein. Eine Karte sei allerdings nicht nur die Abbildung eines Raumes oder einer Landschaft, sondern stelle „Wissensbestände räumlich geordnet graphisch“ dar (15). Für seine Untersuchung der Funktion „kleinmaßstäblicher Karten“ aus dem südwestdeutschen und schweizerischen Raum hat Ruch vier Fallbeispiele ausgewählt, die die beachtliche Spannweite von Entstehungszusammenhängen und Funktionalisierungen solcher Karten im 15. Jahrhundert aufzeigen können.

Musterbeispiel für die Ergiebigkeit von Ruchs multiplem Zugriff (Karteninhalte, Beschaffenheit, Produktions-, Überlieferungs- und Gebrauchskontext) ist die Skizze der Stadt Genf, die Guillaume Bolomier, Sekretär des Herzogs von Savoyen, im Jahr 1429/30 anfertigte, um einen Vertrag mit dem Bischof von Genf über die Aufteilung der Stadt vorzubereiten. In einer minutiösen Untersuchung der Aktenüberlieferung gelingt Ruch der Nachweis, dass die Karte von Anfang an Teil des Dossiers war, das den Verhandlungsprozess wiedergibt, dass sie aber auch separat genutzt wurde, um während der Verhandlungen für weniger ortskundige Beteiligte als Orientierung zu dienen. Die Karte selbst spiegelt nicht nur verschiedene Teilungsvarianten wider, sondern enthält auch zentrale Gebäude der Stadt im skizzenhaften Aufriss und zeigt die Namen und die Wohnorte jener Gewährsleute, die über wichtige örtliche Informationen verfügten. Im Ganzen interpretiert Ruch die kleine Karte zu Recht als Ausfluss einer intensivierten Verrechtlichung und Verschriftlichung von Herrschaft, wie sie durch den damaligen Herzog Amadeus von Savoyen gefördert wurde.

Sehr ergiebig für die gewählte Fragestellung ist auch Ruchs zweiter Fall: eine Karte aus dem Besitz des Klosters Monau, die jene Rechte des Stifts Alt St. Peter zu Straßburg in drei Rheinorten darstellt, über die das Stift im 15. Jahrhundert Konflikte mit dem Straßburger Domkapitel auszufechten hatte. Minutiös arbeitet Ruch die Anlage und Ausführung der wohl vor 1453 entstandenen Karte wie auch deren engen Zusammenhang mit den Konfliktdarstellungen und Güterbeschreibungen der Stiftsüberlieferung heraus. Anders als bei der Karte von Genf handelt es sich im Falle Monaus um eine stärker systematisierte Darstellung. So ergibt sich auf den ersten Blick der Eindruck einer geschlossenen Grundherrschaft. Lage und Rechtsstatus der einzelnen Teile kann der Betrachter aufgrund der rechteckigen Begrenzungslinien und des Einsatzes

roter bzw. schwarzer Beschriftungen rasch überblicken und identifizieren. Damit wurden traditionelle Muster der Raumdarstellung aus klösterlichen Kontexten aufgenommen. Ruchs Ergebnis, dass die Karte von Monau „ein wichtiges Element der Erinnerungskultur des Kapitels zum alten St. Peter“ war und Herstellung und Studium der Karte „als memorative Praktik verstanden werden“ können (88), überzeugt. Die Karte erhebe „Anspruch auf Objektivität und Präzision“ und vermittele den „Eindruck unanfechtbarer Eindeutigkeit“ (93).

Mit einer lateinischen bzw. deutschen Landesbeschreibung sowie der ältesten topographischen Darstellung der Eidgenossenschaft von Konrad Türost, ab 1489 Stadtarzt von Zürich und seit 1499 Leibarzt König Maximilians, bezieht Ruch zwei zentrale Zeugnisse der nationalschweizerischen Geschichte in seine Untersuchung ein. Auch hier kommt es ihm vor allem auf die historische Kontextualisierung und die Funktionalität sowie auf die Herausarbeitung des Zusammenhangs der beiden auf 1496/97 zu datierenden Werke an, die bisher meist getrennt betrachtet wurden, jedoch auch in der Überlieferung von vornherein miteinander verbunden waren. Aufgrund einer vielschichtigen Analyse der aktuellen politischen Situation, der Adressaten der insgesamt vier überlieferten Texte und zwei Kartenexemplare sowie der Inhalte der Texte und der Karte gelangt Ruch zu dem Ergebnis, es sei Türost darum gegangen, die Eidgenossenschaft mit Hilfe seines Werkes im Inneren politisch zu einen und auswärtigen Fürstenhäusern als verlässlichen Vertragspartner zu empfehlen. Dabei griff er in der Landesbeschreibung wie auch bei der Karte sowohl auf traditionelle christlich-mittelalterliche Traditionen (Mittelpunktkonzept) als auch auf moderne Elemente humanistischer Gelehrsamkeit (Antike- und Nationendiskurs) zurück.

Etwas weniger überzeugt das vierte Beispiel, die Darstellung Zürichs in der Chronik Gerold Edlibachs von 1485/86. Dem Autor kommt es hier vor allem auf den Nachweis an, dass die beiden herangezogenen Bilder aus dem Alten Zürichkrieg mit ihrer Darstellung der Belagerung Zürichs und Rapperswils eine vom Text abweichende Argumentationsebene präsentieren, auf der anhand von Zeichensetzungen (Wappendarstellung, Hervorhebung von für Zürcher Herrschaftsansprüche wichtigen Orten u. a.) Zürichs politische Ziele und Ansprüche insbesondere gegenüber Bern legitimiert und „inszeniert“ wurden (hier zum Teil redundanter Gebrauch des Inszenierungsbegriffs, vgl. etwa 120), während der Chronik-Text an dieser Stelle zurückhaltender ist. Nicht nachvollziehbar für den Rezensenten ist an dieser Stelle Ruchs „hybrider“ Karten-Begriff, da es sich bei den Illustrationen der Edlibach-Chronik, anders als bei Bolomiers Skizze von Genf, auf der sich zwei- und dreidimensionale Darstellung miteinander verbinden, um durchgängig dreidimensionale Ansichten handelt. Sollten mit Ruch etwa alle Stadt- und Landschaftsdarstellungen (auch) als Karten anzusprechen sein? Diese Frage wäre anhand der nur in einer Anmerkung in knapper Auswahl erwähnten neueren Literatur zu den Städteansichten (95, Anm. 316) genauer zu diskutieren gewesen.

Im letzten Abschnitt (167–173) akzentuiert Ruch unter den vier Stichworten „Kartenwissen“, „Kartenbild“, „Materialität“ und „Kontexte“ die Ergebnisse seiner vergleichsweise schlanken, aber im Einzelnen sehr eindringlichen und durchweg überzeugenden Untersuchung, die zu weiteren Forschungen anregt. Ein europäisches Repertorium der derzeit nur schwer recherchierbaren mittelalterlichen Kartenüberlieferung (vgl. dazu nur 15, Anm. 52) wäre hierfür von entscheidender Bedeutung, liegt aber wohl noch in weiter Ferne.

Joachim Schneider, Würzburg / Dresden

Rückert, Peter / Nicole Bickhoff / Mark Mersiowsky (Hrsg.), Briefe aus dem Spätmittelalter: Herrschaftliche Korrespondenz im deutschen Südwesten, Stuttgart 2015, Kohlhammer, 234 S. / Abb., € 24,00.

Der vorliegende Band versammelt zwölf Beiträge einer Tagung als Teil eines umfassenderen Projekts zur Erschließung und Konzeptualisierung spätmittelalterlicher Herrschaftskorrespondenz. Wie die Edition von rund 320 Briefen um Barbara Gonzaga und eine Ausstellung zu ihrer Person, die über mehrere Jahre hinweg von Stuttgart bis Mantua zu sehen war, kennzeichnet ihn ein überlieferungsgeschichtlicher, archiv- wie kulturwissenschaftlicher Zugang zu herrschaftlicher Korrespondenz, der spätmittelalterliche Briefkultur als zentrales Element einer Kulturgeschichte des Politischen in den Blick nimmt. Die titelgebenden Begriffe betonen den offenen Charakter des Tagungskonzepts, der auch in den vielfältigen Querbezügen zwischen den Beiträgen seinen Ausdruck findet.

Zusammen mit der Einführung (Kretschmar) und dem im Sinn von Forschungsperspektiven formulierten Resümee (Bickhoff/Rückert) geben zwei einführende Kapitel den ansonsten als Fallstudien konzipierten Kapiteln den Rahmen. An den breiten Überblick von Mersiowsky über das Genre „Brief im Früh- und Hochmittelalter“, der dem Gegenstand des Bandes mit einer ausgezeichneten Forschungsbibliographie eine Langzeitperspektive gibt, schließt eine terminologische und theoretische Verortung durch Rückert an. „Herrschaftliche Korrespondenz“ fokussiert eine Reihe von Akteuren: Fürsten und Fürstinnen ebenso wie jene teilweise „neuen“ sozialen und funktionalen Eliten, welche die von ihnen abhängige Klientel und Verwaltung stellten. Dieses so differenzierte Feld von Personenbeziehungen ermöglicht zum einen, traditionelle Typologien spätmittelalterlicher Korrespondenz aufzubrechen. So betonen fast alle Beiträge, wie sehr „politische“ und „persönliche“, „öffentliche“ und „private“ Kommunikation mit einander verflochten waren und wie wenig hilfreich daher eine kategoriale Trennung entlang dieser Begriffe ist, ebenso wie eine Abgrenzung von „Kanzlei“- und „Privat“-Briefen sich meist als wenig zielführend erweist. Zum anderen zeigt das Interesse für sozial- und mediengeschichtliche Kommunikationsmodelle, das den Analysen von Sprache, Formularen, Funktionen und Überlieferungskontexten der Briefwechsel zugrunde liegt, die Potentiale einer quellengesättigten Kulturgeschichte des Politischen auf.

Diese doppelte Schärfung des Blicks erweist sich etwa für geschlechtergeschichtliche Zugänge als besonders produktiv, wie in einer Reihe von Beiträgen deutlich wird, die korrespondierende Frauen und Männer gleichermaßen als Akteure in politischen Netzwerken von Herrschaftseliten ernst nehmen und ihre je spezifischen, teilweise aber auch recht ähnlichen Rollen untersuchen. Hörmann-Thurn und Taxis vermisst den Aktionsradius einer Fürstin um 1400 mittels einer detaillierten diplomatischen Analyse der bemerkenswerten politisch-administrativen Korrespondenz der Beatrix von Zollern als Witwe des Habsburgers Albrecht III. und Stadtherrin der oberösterreichischen Stadt Freistadt. Antenhofer arbeitet am Beispiel der dynastischen Beziehungen zwischen oberitalienischen und süddeutschen Fürstenhöfen des späten 14. und 15. Jahrhunderts die eminent wichtige Rolle von Fürstinnen, hier besonders der Familie Gonzaga, als Repräsentantinnen ihrer Familien, als Diplomatinen beim Aufbau und Erhalt dauerhafter Bündnisse sowie als Vermittlerinnen in Prozessen des politischen und kulturellen Austauschs heraus. Ihre Korrespondenzen weisen ähnliche Merkmale wie jene der sich damals verstetigenden Gesandtenkommunikation auf. Das gemeinsame Herrschaftshandeln von Fürstenpaaren und Verwandten, wie es etwa anhand der strukturierten Weitergabe von Informationen in Rundbriefen zum Ausdruck kommt, ist auch Gegenstand der Beiträge von Herold zur Nachrichtenpolitik der Gonzaga

anlässlich des Neusser Krieges (1474/5) und von Fuchs, der die Bedeutung der bayerischen Korrespondenz zur Belagerung von Bergzabern (1455) über die „Schaltstelle“ der Herzogin Anna in München unterstreicht, die von dort aus Informationen an ihren Mann, Herzog Albrecht III., und den Herzog von Bayern-Landshut weitergab.

Die Fallstudien von Herold und Fuchs berühren ein weiteres zentrales Thema des Bandes. Ebenso wie die Beiträge von Holzapfl und Konzen diskutieren sie eine Reihe von Ereignissen, die eine Verdichtung der Korrespondenz als Reaktion auf politische bzw. militärische Konflikte auslösten. Konfliktkommunikation ist der Schlüsselbegriff in Holzapfls Analyse der jahrzehntelangen Auseinandersetzungen innerhalb der bayerischen Herrscherfamilie. Die permanenten politischen und militärischen Konflikte zwischen den vier Linien führten zu einem beachtlichen Anstieg der Korrespondenz und ihrer Überlieferungschancen. Konflikte können somit als Movers einer zunehmend strukturierten kanzleimäßigen Korrespondenz interpretiert werden. Dies wird nicht nur anhand der Anzahl der Briefe selbst, sondern auch durch die Zunahme und Qualität ihrer Datierungen und anderer Kanzleitechniken deutlich: Rückvermerke werden länger und systematischer und verweisen auf den Beginn frühneuzeitlicher Aktenführung. In vergleichbarer Weise zeigt Konzen mit seiner Studie zur Überlieferung südwestdeutscher Adelsfehden in Fehdebriefen und Feindeslisten, in welchem Ausmaß verdichtete Konflikte und das damit verbundene doppelte Bedürfnis nach schriftlich-rechtlicher Legitimierung von Gewalt einerseits und taktischen Vorteilen aufgrund vorenthaltener Informationen andererseits zu einem enormen Anstieg der Überlieferung führten. Diese lässt sich hervorragend verwenden, um prosopographische Informationen zu den Netzwerken der fehdeführenden Adeligen zu gewinnen. Gleichzeitig bietet sie eines von mehreren aussagekräftigen Beispielen für die Bandbreite der Sprachrepertoires, die in politischen Korrespondenzen Anwendung fanden. Den bewusst unhöflichen Anredeformen einander befehender Adeliger steht die abgestufte, aber dennoch Freundschaft und Solidarität betonende Briefsprache der bayerischen Konfliktparteien gegenüber. In beiden Fällen handelt es sich bei diesen Formulierungskonventionen, mit den Worten von Holzapfl, um „sprachlich verdichtete Auffassungen“ politischer Gegebenheiten, die bestimmten „politischen Beziehungslagen“ Ausdruck verliehen und gleichzeitig die Grundlagen realen politischen Handelns schufen. Die Bandbreite der Sprachen des Politischen führt schließlich auch der Einsatz von Emotionen in brieflichen Argumentationsstrategien vor Augen, der in den Beiträgen von Antenhofer und Behne anhand zahlreicher Beispiele diskutiert wird.

Alle Beiträge machen den enormen Stellenwert neuer Formen schriftlicher Kommunikation und deren Dokumentation in spätmittelalterlicher interessengeleiteter und konfliktaffiner Herrschaftskorrespondenz deutlich. Untersuchungen zu den Bedingungen von Reisen und Nachrichtenübermittlung und detaillierte Auswertungen zu Quantität und Qualität von Korrespondenzen in vielen der Beiträge runden das facettenreiche Bild dieses Bandes ab. Dass aber schriftgebundene Briefkultur keineswegs im Gegensatz zu Mündlichkeit steht, sondern in einem beständigen Wechselspiel mit Formen des mündlichen Austauschs, zieht sich ebenfalls wie ein roter Faden durch alle Beiträge. Exemplarisch ist Brandstätters Analyse der habsburgischen Kommunikation mit den Vorlanden in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sie zeigt, dass gerade die erhöhte personelle Präsenz Herzog Friedrichs IV. in den ersten Jahren seiner Herrschaft und die damit verbundene regelmäßige mündliche Kommunikation Auswirkungen auf die Regelmäßigkeit und Dichte auch der schriftlichen Korrespondenz hatten.

Mag die wichtige und ambitionierte theoretisch-methodologische Konzeption des Bandes in den einzelnen Beiträgen unterschiedlich stark reflektiert sein, so zeichnen

sich alle durch überzeugende Analysen eindrucksvoller Quellenbestände und hervorragendes Bildmaterial aus. Beides trägt dazu bei, den Anspruch des Bandes, überlieferungs- und kulturgeschichtliche Perspektiven konsequent aufeinander zu beziehen, besonders nachvollziehbar einzulösen.

Christina Lutter, Wien

Ulrichs, Cord, Die Entstehung der fränkischen Reichsritterschaft. Entwicklungslinien von 1370 bis 1590 (Forschungen zur deutschen Rechtsgeschichte, 31), Köln / Weimar / Wien 2016, Böhlau, 631 S., € 85,00.

Die hier anzuzeigende rechtshistorische Arbeit zur Frühgeschichte der fränkischen Ritterkorporation war Gegenstand eines Promotionsverfahrens an der juristischen Fakultät der Universität Würzburg (Gutachter: Prof. Dr. Dietmar Willoweit und Prof. Dr. Peter Oestmann). Die Stärke der Arbeit liegt, das sei gleich zu Beginn gesagt, in der minutiösen Aufarbeitung gedruckter und ungedruckter Quellen (15–34), weniger in der analytischen Reflektion der mittlerweile durchaus zahlreich erschienenen Forschungsliteratur. Lücken im Literaturverzeichnis (34–54) – damit verbunden ist natürlich auch eine gewisse Enge in der Darstellung und Thesenführung – erklären sich mitunter durch den frühen Beginn der Autorenrecherche. Das Dissertationsthema wurde bereits 1995 vergeben! So vermisst man beispielsweise zum Kanton Odenwald Arbeiten von Kurt Andermann (1995, 2001) und William D. Godsey Jr. (2004) oder zum Kanton Gebirg (Bamberg) Arbeiten von Michael Puchta (2012) und Richard Winkler (1999), wobei im zweiten Fall die zu optimierende Rezeption der Arbeiten zum „Historischen Atlas von Bayern“ besonders auffällt. Auch im Hinblick auf den Kanton Steigerwald stützt sich der Autor ausschließlich auf die ältere Literatur von Karl Siegfried Bader (1949), Gerhard Pfeiffer (1962) und Erwin Riedenauer (1969) sowie auf das Werk „Kaiser Karl V., König Ferdinand und die Entstehung der Reichsritterschaft“ von Volker Press, das in der Schriftenreihe des Instituts für Europäische Geschichte Mainz in zweiter Auflage im Jahr 1980 erschienen ist.

Die fränkische Reichsritterschaft und mit ihr die Kantone („Orte“) Altmühl, Bannach, Gebirg, Odenwald, Rhön-Werra und Steigerwald standen also bereits wiederholt im Fokus der historischen, auch der rechtshistorischen Forschung. Im Buchgeleit bemerkt deshalb Dietmar Willoweit fast exkulpierend: „Seit langem gibt es einige Bücher zur Entstehung der Reichsritterschaft, aber keines, das die historischen Quellen [...] so umfassend auswertet.“ (11) Zuletzt legte Andreas Flurschütz da Cruz („Zwischen Füchsen und Wölfen“, 2014) – zugegebenermaßen ist seine Arbeit erst für die Zeit nach dem Westfälischen Frieden einschlägig – eine kulturhistorischen Fragestellungen verpflichtete, ebenfalls mit Quellen gesättigte Arbeit zur fränkischen Reichsritterschaft vor. Die Geschichte der Familien Fuchs auf Bimbach und Wolf von Wolfsthal wurde eingebettet in den fränkisch-reichsritterschaftlichen Kontext von Konfession, Klientelbildung und Konfliktsteuerung.

Inhaltlich fokussierte Cord Ulrichs die Entwicklung bis zum Ende des Reformationsjahrhunderts. Die freie Reichsritterschaft war ein Phänomen der frühneuzeitlichen Reichsverfassung in den einst königsnahen Landschaften im Süden, im Westen und in der Mitte des Alten Reiches. Zwar war die Ritterschaft auf den Reichstagen nicht vertreten, doch gliederte sich die Organisation in Anlehnung an die Reichskreise im *Corpus liberae et immediatae imperii nobilitatis* als eine reichsweit präsente Organisation. Anders als in der älteren Forschung dargestellt, war die Reichsritterschaft als Korporation kein Zusammenschluss von Familien spätmittelalterlicher Reichsministerialität, sondern sie formierte sich im Zuge der frühen Ausbildung moderner Staatlichkeit zu Beginn des 16. Jahrhunderts. In ihr fand sich der fränkische Ritteradel

zusammen, der durch Kirche und Fürsten in seinem Besitz geschmälert worden war und der sich in seiner herrschaftlichen Eigenständigkeit zu behaupten hatte. Zuvor war die Autonomie des Niederadels vor allem durch die zunehmende Kriminalisierung des Fehdewesens und durch die zunächst wenig effiziente Friedensgesetzgebung mit Blick auf den Reichslandfrieden immer stärker in Frage gestellt worden. Dies bedurfte einer vor allem im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts praktizierten stärkeren Annäherung zwischen dem Kaiser und den Reichsrittern, denen es zuvor gelungen war, sich der steuerlichen Einbindung in die Reichs- und Kreistage zu entziehen. Angesichts der Türkenbedrohung für die Mitte des Alten Reiches konnte sich aber der Ritteradel den Forderungen nach einer steuerlichen Beteiligung nicht länger entziehen. 1542 und 1544 beteiligte sich die Ritterschaft am „Gemeinen Pfennig“. Der Schmalkaldische Krieg 1546/47, die Fürstenrevolte von 1552, neuerliche Steuerforderungen sowie die Politik in den Reichskreisen taten hernach ein Übriges, um den frühen Zusammenschluss der Ritter auf Dauer zu stellen; es festigten sich auch die Kantone und die Reichskreise.

Insgesamt ist in inhaltlicher Hinsicht von der methodisch unterreflektierten Arbeit nichts Umstürzendes, aber doch zumindest Spezielles zu erwarten. Cord Ulrichs geht im ersten Teil („Organisationsformen der fränkischen Ritterschaft im ausgehenden Mittelalter“, 67–244) und im zweiten Teil („Die Entwicklung zur freien Reichsritterschaft“, 245–575) in vielen Details, aber nicht im Grundsätzlichen über den bisherigen Kenntnis- und Forschungsstand hinaus. Die Schlussbetrachtung (576–580), die leider ohne Nachweise gearbeitet ist, baut auf die zahlreichen, in den Text eingewobenen Zwischenergebnisse auf, doch fehlen mitunter in der Material- und Textfülle übergeordnete Leitlinien. So bleibt am Ende die Erkenntnis, dass die im Buch definierte, zeitlich aber eher offene Entstehungszeit (u. a. 579) – 1555 waren die Ritter reichsrechtlich bereits etabliert und in den Augsburger Religionsfrieden integriert – der fränkischen Reichsritterschaft zum einen von Stagnationsprozessen gegenüber den Fürsten und Grafen und zum anderen von einer ungleich dynamischeren Entwicklung gegenüber dem Reichsoberhaupt gekennzeichnet war.

Wolfgang Wüst, Erlangen

Guard, Timothy, Chivalry, Kingship and Crusade. The English Experience in the Fourteenth Century (Warfare in History), Woodbridge / Rochester 2016, X u. 280 S. / Karten, £ 19,99.

Die Kreuzzüge waren im Spätmittelalter nicht länger eine Massenbewegung, und das Papsttum war ideell wie politisch nicht länger ihre treibende Kraft. Hauptträger des Kampfes gegen Heiden und Muslime an den Rändern des christlichen Europa waren in dieser Zeit der Adel und insbesondere adelige Hofkreise, in deren ritterlicher Kultur das Kreuzzugsideal fest verankert war. Was die Intensität des Engagements und die bestehenden Möglichkeiten angeht, kann gerade das 14. Jahrhundert als ein goldenes Zeitalter ritterlicher Kreuzzugsunternehmungen angesehen werden.

Timothy Guard untersucht in seiner Monographie die Kreuzzugserfahrung des englischen Adels in dieser Periode, das heißt im Zeitraum von 1307 bis 1399. Er nähert sich dem Gegenstand vor allem aus sozial- und kulturgeschichtlicher Perspektive, wobei ein besonderer Schwerpunkt auf prosopographischen Aspekten liegt. In ihrem Fokus ergänzt seine Studie die Monographien Christopher Tyermans und Simon D. Lloyds zur englischen Kreuzzugsbewegung. Das Interesse an der Bedeutung des Kreuzzugs für die spätmittelalterliche Adelsgesellschaft und seinen soziokulturellen Hintergründen ist nicht neu, wie die Arbeiten Werner Paravicinis, Maurice Keens und Anthony T. Luttrells aus den 1980er und 1990er Jahren oder die jüngeren Forschungen

Jacques Paviots zeigen. Zu erwähnen ist hier auch der einschlägige aus einer französisch-tschechischen Zusammenarbeit hervorgegangene Sammelband „La noblesse et la croisade à la fin du Moyen Âge“ aus dem Jahr 2009. Eine monographische Behandlung des Themas mit dem zeitlichen Fokus der vorliegenden Untersuchung und unter Berücksichtigung sämtlicher Kreuzzugsschauplätze stand bisher allerdings aus.

Timothy Guards Studie gliedert sich in zwei Hauptteile. Im ersten Teil (7–115) nimmt der Autor in vier Kapiteln das östliche Mittelmeer und das Heilige Land, Spanien und Nordafrika, den Ostseeraum sowie Konstantinopel und Osteuropa in den Blick. Innerchristliche Kreuzzüge spart der Autor dagegen bewusst aus. In chronologischer Folge skizziert er Umstände und Verlauf der verschiedenen Unternehmungen, fragt nach der militärischen Bedeutung des jeweiligen englischen Beitrags und nach den beteiligten Personen und Familien. Er interessiert sich für das Ausmaß und die Bandbreite individueller Erfahrungen, identifiziert die zentralen englischen Unterstützer der jeweiligen Kreuzzugsinitiativen und geht den Auswirkungen der Teilnahme auf die Karrieren einzelner Adelliger nach. Weitere Aspekte sind die Organisation und Finanzierung der individuellen Reisetätigkeit.

Im zweiten Teil (117–207) untersucht der Autor dann die sozialen und kulturellen Normen, die den Kreuzzugsethos der englischen Adeligen bedingten, den Platz des Kreuzzugs im ritterlichen Wertesystem und die politischen und organisatorischen Kontexte, in denen die Entscheidung zur Kreuzzugsteilnahme getroffen wurde. Der Autor merkt zu Recht an, dass die kulturelle Dimension des Phänomens in der konventionellen Kreuzzugshistoriographie bisher eher vernachlässigt wurde. Durch das Nachzeichnen der Bedeutung sozialen Drucks, der Mechanismen sozialen Aufstiegs, des Wirkens von Familientraditionen, der Bedeutung von Öffentlichkeit, Prestige und militärischem Wettbewerb, aber auch des Niederschlags des Kreuzzugs in der adeligen materiellen Kultur und im Hofzeremoniell sowie seiner Thematisierung in Ikonographie, Literatur und Mythen gelingt es ihm überzeugend, die milieuspezifische Attraktivität des Kreuzzuges zu fassen. Darüber hinaus versucht Timothy Guard sich an der Skizze einer spätmittelalterlichen „Kreuzzugssoziologie“ (123). In diesem Zusammenhang untersucht er die bei der Rekrutierung relevanten sozialen Sphären und Kontexte und geht auf die Struktur von Kreuzzugsgefolgschaften, Formen der Bindung und gegenseitigen Absicherung, soziale und materielle Anreize, Personen- und Familiennetzwerke sowie deren Schlüsselfiguren und geographisch-räumliche Verankerung ein. Weitere zentrale Themen sind die Beziehung zwischen Kreuzzugsideologie und spätmittelalterlichen Vorstellungen von Königtum sowie die Manifestationen des Kreuzzugsethos am englischen Hof (182–207). Der Autor legt die politischen Implikationen dieser Beziehung dar (187 f.) und beschreibt die mit dem Kreuzzug verbundenen sozialen und machtpolitischen Dynamiken im Umfeld des Herrschers (205).

Er widerspricht dem in der älteren Forschung verbreiteten Bild von einem Niedergang des Kreuzzugsideals im 14. Jahrhundert. Der Kreuzzug sei weiterhin auf vielfältige Weise mit dem gesellschaftlichen Leben des Adels verflochten gewesen, habe Enthusiasmus hervorgerufen und in einer lebendigen Verbindung zu den politischen und sozialen Aspirationen des Adels gestanden. Die Könige befanden sich dabei im Zentrum von Erwartungen und Spekulationen, denen sie sich kaum entziehen konnten. Der Kreuzzug sei ein zentrales Element des Selbstbildes des Königtums und der ihm zugeschriebenen Funktionen geblieben (2).

Timothy Guard steuert mit seiner detaillierten Studie nicht zuletzt auch durch die Auswertung archivalischer Quellen zahlreiche neue Erkenntnisse zur englischen Teilnehmerschaft an den Unternehmungen des 14. Jahrhunderts bei und schließt hier

manche Lücke. Im zweiten Teil behandelt er dann ein weites und vielfältiges Spektrum von Themen und Aspekten. Die Kapitel folgen hier inhaltlich einem eher lockeren Leitfadens. Ein Überblick über die Quellenbasis und den Aufwand der Studie oder eine Erläuterung des methodischen Vorgehens finden sich leider nicht. Diese Aspekte dürften in Timothy Guards Dissertation von 2010 zum selben Thema ausgeführt sein, die von Christopher Tyerman an der Universität Oxford betreut wurde. Sein Anspruch scheint es insgesamt aber weniger zu sein, durch eine möglichst umfassende Erschließung der Quellen eine vertiefte systematische Analyse der Phänomene in all ihren Facetten vorzulegen, als vielmehr die relevanten Aspekte und Zusammenhänge exemplarisch aufzuzeigen. Dass er bei seinem inhaltlich weiten Fokus Vieles nur anschnepdet, sich zum Teil auf einzelne Beispiele beschränkt und bestimmte Themen wie die Rolle der Hoforden oder spezifisch adeliger Frömmigkeitsformen nur am Rande berührt, ist verständlich und schmälert den Wert seiner Studie in keiner Weise. Anschaulich und lebendig rückt er konkrete Beziehungen, Schicksale, Konflikte und Probleme, also die gelebte Realität konkreter Akteure in den Vordergrund und versteht es, durch die geschickte Auswahl quellenbasierter Beispiele ein zunächst abstraktes Kreuzzugsideal und die mit ihm verbundenen adeligen Wertvorstellungen greifbar zu machen. Die aufgenommenen Untersuchungsstränge und gewählten Ansätze regen zu einer Vertiefung bzw. einer Übertragung auf andere Kontexte an. Ein den Band abschließendes umfangreiches Register (216–240), das Namen und Rang der englischen Kreuzfahrer, ihre Unternehmungen, ihre Ausgaben, die Größe ihrer Gefolgschaften und ihre Bindung an hochadelige Persönlichkeiten enthält, dürfte sich dabei als nützlich erweisen.

Urs Brachthäuser, Bochum

MacInnes, Iain A., Scotland's Second War of Independence, 1332–1357 (Warfare in History), Woodbridge 2016, Boydell Press, XII u. 275 S. / Abb., £ 60,00.

Ein zentrales Thema der schottischen Mittelalterforschung der vergangenen vierzig Jahre ist der Konflikt zwischen den englischen und schottischen Königen, der wegen der Annexionsversuche Englands bzw. der Unabhängigkeitsbestrebungen Schottlands ausbrach. Der sogenannte „First War of Scottish Independence“ endete 1328 mit einem Erfolg für den schottischen König Robert Bruce, der im Vertrag von Edinburgh-Northampton die Anerkennung seiner Herrschaft und die Unabhängigkeit Schottlands durch die englische Regierung erreichen konnte.

Allerdings war der Krieg um die schottische Unabhängigkeit auch verknüpft mit dem innerschottischen Kampf um die Königskrone. Als Robert Bruce 1330 starb, war nämlich nicht sicher, ob sein Sohn David ihm ohne Probleme auf den schottischen Thron folgen würde. Der Sohn des 1296 abgesetzten Königs John Balliol, Eduard, forderte den Thron als sein vermeintliches Erbe ein. Unterstützt wurde er dabei von schottischen Adligen, deren Titel und Land von König Robert eingezogen worden waren, und vom englischen König Eduard III., der die Gelegenheit nutzen wollte, um einige Regionen in Südschottland unter seine Herrschaft zu bringen. Aus dieser Konstellation entwickelte sich im Zeitraum von 1332 bis 1357 ein zweiter großer Konflikt, der von der schottischen Forschung als „Second War of Scottish Independence“ bezeichnet wird.

Iain A. MacInnes hat diesen Konflikt unter besonderer Berücksichtigung der militärischen Aktivitäten untersucht und stellt die Ergebnisse seiner Untersuchung in der vorliegenden Monographie vor. Sein Ausgangspunkt ist die Forschungsthese, die Schotten hätten ihre Unabhängigkeit bis 1338 nur deswegen sichern können, weil der englische König Eduard III. zu diesem Zeitpunkt durch den Konflikt um die französische

sische Krone in Beschlag genommen gewesen sei. Diese Erklärung für die Wahrung der schottischen Unabhängigkeit bis 1338 erscheint McInnes unzureichend. Er will genauer, als es bisher geschehen ist, untersuchen, wie es den Anhängern von Bruce trotz aller Rückschläge (Niederlagen 1332 bei Dupplin Moor und 1333 bei Halidon Hill) gelang, ihre Sache erfolgreich zu verteidigen.

Im ersten Kapitel entwickelt er anhand der Darstellung und Interpretation des Konflikts das Argument, dass erst die Niederlage bei Neville's Cross 1346, wo auch König David II. in englische Gefangenschaft geriet, das bis dahin durchaus erfolgreiche militärische Handeln von Bruce und seinen Anhängern beendet habe (49). Bis dahin habe die Partei von Bruce durch weitgehend erfolgreiche militärische Aktionen so viel Selbstbewusstsein gewonnen gehabt, dass sie in diesem Jahr durchaus optimistisch den Feldzug in Nordengland beginnen konnte.

Im zweiten Kapitel behandelt MacInnes die Organisation der Kriegsführung mit besonderer Berücksichtigung der schottischen Seite. Er informiert über Praktiken, die im Kern auch noch für die Rekrutierung und militärische Führung der schottischen Aufgebote im späten Mittelalter angewendet wurden. Prinzipiell waren alle freien Männer zwischen 16 und 60 Jahren verpflichtet, sich bei entsprechendem Aufruf mustern zu lassen. Sie dienten in der Regel als Infanteristen, waren oft schlecht ausgerüstet und ausgebildet. Diejenigen, denen der König Land übertragen hatte, leisteten ihm dafür Dienst – zumeist als Ritter (60 f.). Einige Praktiken der Kriegsführung seien hier wenigstens kurz erwähnt: Die Schotten setzten nicht auf große Reiterverbände, sondern bevorzugten die Infantrieformation des „shiltrom“. In der Schlacht bei Halidon Hill 1333 trugen die Kämpfer der Bruce-Anhänger Leinenhemden über ihren Rüstungen, damit man sie erkennen und unterscheiden konnte (76 f.).

In Kapitel 3 stellt MacInnes die militärischen Karrieren von Führern unterschiedlicher Ränge vor. In diesem Kontext argumentiert er, dass man die militärischen Fähigkeiten von David II. nicht nur anhand der Niederlage 1346 bewerten solle, sondern seine gesamte Zeit als militärischer Führer beurteilen müsse. Weiter stellt er fest, dass der schottische Adel stärker für die Bruce-Partei aktiv war als bisher angenommen und dass die Kämpfer ihre Tätigkeit zunehmend nicht mehr als Verpflichtung, sondern als Beruf wahrnahmen (155 f.).

In Kapitel 4 behandelt MacInnes die Praxis der Kriegsführung. In deren Zentrum stand die Verwüstung von Dörfern, Städten, Klöstern und Regionen (Verbrennen von Häusern und Äckern, Plünderungen, Vertreibung von Vieh, Erpressung von Lösegeld oder Schutzgeld). MacInnes hält dies für die effektivste „Waffe“ der Schotten und der Engländer (157). Diejenigen militärischen Führer hätten Gehorsam und Loyalität gewinnen können, die auf diese Weise Territorien erobern und verteidigen konnten (161). Auch Klöster in Nordengland (Lanercost, Hexham) wurden von schottischen Truppen angegriffen und teilweise zerstört. Als Motiv dafür macht MacInnes den Wunsch der Soldaten, Beute zu machen, aus und nicht etwa die Absicht, ein Sakrileg zu begehen. Die Belege dafür bleibt er jedoch schuldig.

MacInnes untersucht auch das Verhalten der Kombattanten auf den Schlachtfeldern genauer. Er kann unter anderem zeigen, dass die Schotten für englische Gefangene Lösegeld forderten, Ritter vom Kontinent hingegen, die für den englischen König oder Eduard Balliol kämpften, mussten kein Lösegeld zahlen (185). Im Vergleich der drei Schlachten von 1332, 1333 und 1346 kommt er zu dem Schluss, dass sich kein struktureller Wandel bei der Behandlung von Kombattanten und Gefangenen ausmachen lässt.

In Kapitel 5 versucht MacInnes die Wahrnehmung der Kämpfe und die Bewertung des Kriegshandelns von Kämpfern und militärischen Führern durch Zeitgenossen zu fassen. Dabei stößt er jedoch wegen der Quellenarmut auf schottischer Seite schnell an Grenzen. Es gibt keine schottische Chronik aus dem Untersuchungszeitraum, aus England immerhin die Chronik aus dem Kloster Lanercost und die „Scalacronica“ des Thomas Grey. Aber kein Schotte hat, wie Thomas Grey, seine Erfahrungen aufgeschrieben. Deshalb wertet MacInnes jüngere schottische Chroniken und die genannten englischen Berichte aus. Die in diesen Texten verwendeten Erzählmuster findet man auch in den einschlägigen Texten auf dem Kontinent. Die Tugenden guter Kämpfer werden anhand spezifischer Personen geschildert, die geistlichen Autoren loben moralische Lebensführung und tapferes Verhalten der Kämpfer, verurteilen jedoch den Krieg an sich. Sie beschreiben das Verhalten der Kämpfer mit den Kategorien Ehre, Tapferkeit, Redlichkeit und Loyalität. Den schottischen Kämpfern wird in den englischen Texten häufig vorgeworfen, sich illoyal und unredlich zu verhalten. Sie würden zum Beispiel an Feiertagen Kriegshandlungen durchführen oder sich nicht an die Abmachungen eines Waffenstillstands halten.

In seiner Zusammenfassung betont MacInnes die Ähnlichkeit mit den Kämpfen in Frankreich hinsichtlich der Konfliktführung, der Behandlung der Kombattanten, des Verhaltens der Kämpfer und deren Selbstwahrnehmung. Der Zweite Unabhängigkeitskrieg sei dementsprechend ein typischer Konflikt des europäischen Mittelalters gewesen (244). Diesem Urteil kann man zustimmen. Doch Widerspruch regt sich, wenn MacInnes resümiert: „Bruce’s Scottish success during the conflict as a whole came about, however, as a result of a national war effort.“ (239) Der Verweis auf die nationale Anstrengung am Ende des Buches erstaunt und ist nicht plausibel. Auch die von MacInnes im Buch vorgelegte Argumentation legt diesen Schluss nicht nahe. Längst nicht alle Schotten kämpften für das Königtum der Bruce-Dynastie. Es war eben keine nationale, wohl aber eine gemeinsame Leistung der Anhänger des Hauses Bruce, die aus unterschiedlichen Motiven gegen die englischen Truppen und die Unterstützer von Eduard Balliol kämpften.

Jörg Rogge, Mainz

Di Cesare, Michelina, Studien zu Paulinus Venetus, De mapa mundi (Monumenta Germaniae Historica. Studien und Texte, 58), Wiesbaden 2015, Harrassowitz, XXII u. 184 S., € 35,00.

Der schmale Band ist aus einem Editionsprojekt bei den „Monumenta Germaniae Historica (Quellen zur Geistesgeschichte)“ hervorgegangen. Die „Studien“ wurden vorweg publiziert, um grundlegende Fragen detailliert behandeln zu können und die Edition selbst zu entlasten. Ihr Gegenstand ist der Traktat „De mapa mundi“ des venezianischen Franziskaners Paulinus (Paulino Veneto, Paulinus Minorita) in seinen werk-, überlieferungs- und zeitgeschichtlichen Bezügen. Autor und Werk sind der Forschung gut bekannt, wurden aber noch keineswegs so eingehend gewürdigt, wie es die Eigenart des Textes verdient. Die Edition wird die Beschäftigung mit ihm auf eine neue Grundlage stellen.

Die Verfasserin zeigt, dass Paulinus ein unstetes Leben führte, das ihm Positionen nicht nur in seinem Orden, sondern auch am Papsthof in Avignon und schließlich sogar die Bischofswürde in Pozzuoli bei Neapel einbrachte. Hier wie dort nutzte er seine Stellung, um Bedürfnisse zu befriedigen, die nicht unbedingt mit einer strengen Regelauslegung harmonisierten. Doch an allen drei Orten trat er mit der intellektuellen Elite in Kontakt und nahm auf diese Weise Anteil am Wissen seiner Zeit. Dadurch wurde er in die Lage versetzt, ein Œuvre von beträchtlichem Umfang zu verfassen.

Dessen vorrangiges Ziel war es, „zu einer möglichst verständlichen und erschöpfenden Darstellung der Universalgeschichte“ zu gelangen (15). „De mapa mundi“, entstanden zwischen 1326 und 1334, stellt einen der Schritte auf diesem Weg dar. Giovanni Boccaccio gehörte ganz gewiss nicht zu den Bewunderern des Franziskaners, war aber gleichwohl bereit, ihn einen *historiarum investigator permaximus* zu nennen (5). Dass Paulinus Erfolg hatte, lässt sich aber auch an seiner professionellen Arbeitsweise erkennen. In einem besonders anregenden Kapitel zeigt Di Cesare, dass eine ganze Schreibwerkstatt damit befasst war, seine Anweisungen in Bild und Schrift umzusetzen. Sie schlägt vor, nicht von Autographen, sondern – Claudio Leonardi folgend – von Idiographen zu sprechen (22).

Besondere Aufmerksamkeit schenkte Paulinus dem Verhältnis von Text und Karte. *Mapa scripture* und *mapa picture* sollten einander spiegeln und ergänzen. Im konkreten Fall ist ihm das allerdings nicht völlig gelungen. In der dem Autor am nächsten stehenden Handschrift, dem Codex Vat. Lat. 1960, ist dem Traktat eine Weltkarte beigegeben, deren Inhalte dem Text nicht entsprechen. Sie ist – wenn man so will – moderner. Zusammen mit einem Anhang von Regionalkarten und Stadtplänen bildet sie ein „Dossier“, das von der Verfasserin als „ein neues Modell der *imago mundi*“ charakterisiert wird; es repräsentiere „einen entscheidenden Moment der Kartographie- und Geographiegeschichte“ (32). Auch wenn davon schon Abbildungen vorliegen und die ganze Handschrift digital benutzt werden kann, hätte der Rezensent es doch bequemer gefunden, das eine oder andere Beispiel hier abgedruckt zu sehen.

Paulinus hat für „De mapa mundi“ eine Vielzahl unterschiedlicher Quellen und Vorlagen herangezogen und sozusagen ein „Mosaik von Exzerpten“ komponiert (97). Damit befand er sich in guter Gesellschaft. Die Übereinstimmung mit Marino Sanudos Kreuzzugstraktaten, vor allem dem in zwei Fassungen überlieferten „Liber secretorum fidelium crucis [...]“, sind bekanntermaßen beträchtlich. Di Cesare nimmt an, dass Paulinus und Sanudo dieselben Unterlagen benutzten, und führt das auf das intellektuelle Umfeld zurück, in dem sie sich in Venedig und Avignon bewegten. Daraus ergab sich auch der Zugang zu jenen Texten, die neues Wissen über Ost- und Nordostasien bereitstellten: wahrscheinlich nicht Wilhelms von Rubruk seinerzeit wenig beachtetes „Itinerarium“, wohl aber die „Historia Mongalorum“ des Johannes von Plano Carpini und die „Fleur des estoires de la terre d’Orient“ des Armeniers Hethum, dem Paulinus beispielsweise die Kenntnis der Wüste *de Belgian* (nicht *Debeliam*, 104, 125) und sogar (Süd-)Chinas (ebd.: *Sym*, das ist also nicht irgendeine „Region in Asien“, wie es im Register heißt) verdankte. Ob er auch davon hörte, was Marco Polo seinem gelehrten Zeitgenossen Petrus de Abano über die Insel Sansibar erzählte oder ob er über eine andere Quelle verfügte (29), wäre noch zu entscheiden. Später, als Paulinus in Süditalien lebte, konnte er – geradezu exklusiv – auch die Schrift des Petrus de Eboli über die Bäder von Pozzuoli („De balneis Puteolanis“) und – noch spektakulärer – die „Annalen“ des Tacitus benutzen. Di Cesare kann weitere Argumente dafür anführen, dass dieser Grundtext des europäischen Geschichtsdenkens von Paulinus Minorita, nicht von Boccaccio entdeckt wurde.

Das Buch stellt Ansprüche an den Leser. Es verlangt die Bereitschaft, sich auf die Beschreibung komplexer, manchmal verwirrender Zusammenhänge zu konzentrieren. Es empfiehlt sich daher, zuerst die Zusammenfassung zu lesen und alles Voranstehende Punkt für Punkt als deren Begründung zu nehmen. Auch der Anhang – Auszüge aus Paulinus’ und Sanudos Werken – ist nicht separat zu gebrauchen, sondern steht im Dienst der Argumentation. Mit anderen Worten: Die „Studien zu Paulinus Venetus“ sind keine bequeme, sondern eine fordernde Lektüre, kein Buch, mit dem man den Tag

ausklingen lässt, sondern eines, das den Wert und Ertrag genauer Forschung sichtbar macht. Auf die Edition von „De mapa mundi“ darf man gespannt sein.

Folker Reichert, Stuttgart

Història de Jacob Xalabín / History of Yakub Çelebi. A Critical Edition, with an Introduction and Notes, hrsg. v. Juan Carlos Bayo, ins Englische übers. v. Barry Taylor (Medieval and Renaissance Authors and Texts, 15), Leiden / Boston 2016, Brill, VII u. 226 S., € 99,00.

Die Geschichte des Jakub Çelebi, verfasst um 1400 von einem anonymen Autor, gehört zu den bemerkenswerten Werken der spätmittelalterlichen katalanischen Literatur. Die hier anzuzeigende Ausgabe mit englischer Übersetzung und Kommentar wird, der Kompetenz des Rezensenten entsprechend, mit Blick auf den Quellenwert des Büchleins für die Geschichte der Schlacht auf dem Amselfeld am 28. Juni 1389 (nicht am 15. Juni 1389, wie die Herausgeber schreiben, die das Datum des julianischen Kalenders übernehmen, der in der serbischen Tradition verwendet wird) besprochen.

Die „Història“ ist ein in weiten Teilen romanhaftes Werk, dessen arabische Vorbilder, unter anderem die „Geschichten aus 1001 Nacht“, in der Einleitung eingehend beschrieben werden. Für die Geschichte des Balkanraums und des östlichen Mittelmeerraums am Ende des 14. Jahrhunderts bedeutsam ist der Schlussteil (Kap. 15–17), der sich der Vorgeschichte, dem Verlauf und der unmittelbaren Nachgeschichte der Schlacht zwischen dem Heer des serbischen Fürsten Lazar Hrebeljanović, verstärkt um Hilfstruppen des Königs von Bosnien und Serbien, Tvrtko I. Kotromanić, einerseits und der Armee des osmanischen Sultans Murad I. andererseits widmet. Der ereignisgeschichtliche Quellenwert der „Història“ ist trotz der Verbindung der drei Kapitel mit dem stark romanhaften Hauptteil schon deshalb hoch zu veranschlagen, da die Amselfeldschlacht ansonsten quellenmäßig schlecht und spät belegt ist. Bemerkenswert ist die Feststellung des Herausgebers, dass die Erzählstruktur der um 1400 entstandenen katalanischen Schrift und die deutlich später entstandene ausführlichste osmanische Darstellung Negrıs erstaunliche Parallelen aufweisen. Die Hypothese einer gemeinsamen Quelle ist daher durchaus plausibel.

In der Einleitung weist der Herausgeber die engen Beziehungen zwischen der katalanischen und der türkischen wie osmanischen Ägäiswelt nach; diese waren nicht nur in der Katalanenherrschaft in Athen und Umgebung und den wiederholten Bündnissen der Katalanen mit türkischen Ägäisemiraten begründet, sondern auch in der Verbringung zahlreicher türkischer Sklaven auf das katalanische Festland und nach Mallorca. Das Wissen um die osmanische Welt war daher in der katalanischen Kultur ausgeprägt; es zeigte sich in der materiellen Kultur (Wandteppiche) und in Volksbräuchen. Dass überdies Evrenos Bey, einer der wichtigsten osmanischen Grenzfeldherren und maßgeblicher Eroberer des zentralen Balkans, katalanischer Herkunft war, weiß der Herausgeber noch nicht – angedeutet hat den Bezug vor einigen Jahren der amerikanische Osmanist Heath Lowry; eine quellengestützte Studie mit Material aus dem Archiv von Mallorca hat Daniel Duran i Duelt angekündigt.

Die Kapitel 15 bis 17 der „Història“ bemühen sich um eine Annäherung an historische Ereignisse, auch wenn das Datum der Schlacht falsch und der Ort nicht angegeben werden. Folgende ereignisgeschichtliche Details fallen auf:

1) die ersten Etappen des Anmarschweges Murads (Bursa-Lampsakos-Gallipoli; der auf dem Balkan gelegene Teil fehlt, was ein Hinweis ex silentio auf eine anatolisch-ägäische, nicht aber südosteuropäische Raumkenntnis des Verfassers ist);

2) die Truppenzahl (einigermaßen phantastische 112.000 Mann auf osmanischer, realistischere 30.000 Mann auf serbisch-bosnischer Seite);

3) die Beteiligung vieler Deutscher und Ungarn im serbisch-bosnischen Heer: Hier glaubt der Herausgeber an eine Vermengung mit dem Kreuzzug von Nikopolis, da ihm die Tradition deutscher Söldner im serbischen Heer offenbar unbekannt ist; Lazar stand 1389 in einem sehr gespannten Verhältnis zu König Sigismund von Ungarn, was das Ausbleiben ungarischer Hilfe erklärt, die Beteiligung ungarischer Söldner aber nicht ausschließen muss;

4) die Beschreibung des osmanischen Heeres, besonders der angeblich durch Ketten aneinandergebundenen 6.000 Kamele, die mit Glocken und Zymbeln beladen waren, ein auch sonst belegtes Mittel der psychologischen Kriegsführung;

5) die Hervorhebung des Schlachtbeginns durch einen deutschen Ritter, der die Kamelfront ins Wanken brachte, und die Verwundung Murads durch einen ungarischen Ritter – ein wichtiges Element für die nationalpolitisch aufgeladene serbisch-albanische Debatte um die ethnische Herkunft des Helden Miloš (K)Obilić; nach der „História“ erdolchte dieser den Sultan nicht, wie in vielen anderen Traditionen geschildert, sondern durchbohrte ihn im Reitergefecht mit einer Lanze;

6) der Durchbruch der serbisch-bosnischen Reiter bis zu den Zelten des osmanischen Lagers, doch Verwirrung nachrückender christlicher Truppen, die den Erfolg nicht auszunutzen verstanden;

7) Lazars Kampf gegen Eyne Bey und sein Tod;

8) der Befehl des Vuk Branković an die serbischen Truppen, nach Lazars Tod den Rückzug anzutreten – dies ist besonders bedeutsam für die serbische Legende von Vuks Verrat, die von der jüngeren serbischen Forschung bestritten wird (so jüngst Marko Šuica, Vuk Branković. Slavni i velmožni gospodin, Belgrad 2015);

9) der angebliche Mord am schwer verwundeten Sultan Murad I. durch dessen Sohn und Nachfolger Bayezid – der Herausgeber weist aber auf den schlechten Ruf des neuen Sultans in der abendländischen Welt hin und relativiert daher den Quellenwert dieser Aussage;

10) die Ermordung Jakub Beys, der als rechtmäßiger Nachfolger beschrieben wird, durch Bayezid.

Zweifellos ist eine englische Übersetzung dieses Schlüsseltexts zu begrüßen und wird die Zugänglichkeit der Quelle erleichtern. Für den Kommentar kann dies freilich nur eingeschränkt gelten. Der Herausgeber ignoriert wohl aus sprachlichen Gründen die gesamte serbische und deutsche Forschung zum Thema; er kennt zum Beispiel die grundlegende quellenkritische Abhandlung Maximilian Brauns aus dem Jahre 1937 nicht. Er reproduziert damit den maritimen Blickwinkel seines Autors und zeigt zugleich unfreiwillig auf, wie tief die auch mentale Barriere zwischen der mediävistischen Erforschung des romkirchlichen und des orthodoxen Europas offenbar immer noch ist. Gesamtmitelmeerische Bezüge herauszuarbeiten, erfordert philologische Kenntnisse, die bereits früher selten waren, im heutigen Wissenschaftsbetrieb aber kaum noch vermittelt werden und daher im Verschwinden begriffen sind (vgl. zum Forschungsstand zu Südosteuropa und zum mittelalterlichen Balkan das vom Regensburger Institut für Ost- und Südosteuropaforschung herausgegebene umfangreiche und in Teilen bereits online zugängliche „Handbuch der Geschichte Südosteuropas“: <http://www.hgsae.ios-regensburg.de/texte-des-online-handbuchs.html>).

Oliver Jens Schmitt, Wien

Margolis, Oren, The Politics of Culture in Quattrocento Europe. René of Anjou in Italy (Oxford Historical Monographs), Oxford 2016, Oxford University Press, XII u. 222 S., £ 60,00.

Das Bild des Dichterkönigs ohne Thron, der sich an Hirtengedichten und Miniaturen erfreute, welches Johan Huizinga in seinem „Herbst des Mittelalters“ von René von Anjou zeichnete, sollte dessen Rezeption bis in die Gegenwart bestimmen. Für Huizinga wird René zu einem Paradebeispiel für die Dekadenz des Spätmittelalters: „King René’s appearances in the book are limited to hosting tournaments brimming with the most colourful pageantry, penning poems, and in general being blissfully unconcerned by the distance between his gaudy titles and his actual power.“ (5) In seiner Oxforder Dissertation, die nun in überarbeiteter Form vorliegt, hinterfragt Oren Margolis diese Zuschreibung und begreift René von Anjou Interesse an der Literatur und den Künsten vielmehr als eine vitale politische Strategie, die es ihm erlaubte, über kulturell-politische Netzwerke seine Ansprüche auf das neapolitanische Erbe auch in seiner Abwesenheit geltend zu machen. Margolis bezeichnet dies als „politics of culture“ oder „kulturelle Politik“ und begreift diese geradezu als Fundament politischen Handelns im Europa des 15. Jahrhunderts. Diese Form politischen Agierens sei von der klassischen politischen Ideengeschichte bislang nur als Randerscheinung wahrgenommen worden. Erst der Ansatz der neuen Diplomatiegeschichte erlaube es, die Verwobenheit von Humanismus, Kunst und Politik in ihrer politischen Bedeutung zu erfassen. Aus diesem Programm leitet sich eine interdisziplinäre Studie ab, die an der Figur René von Anjou und seiner Italienpolitik zwischen 1435 und 1465 zugleich exemplarisch die wesentlichen Elemente dieser Kulturpolitik der Renaissance aufzeigt.

In der Einleitung skizziert Margolis die methodischen Prämissen seines spezifischen Zugangs zur Kultur. Es gelte, die Beziehungen zu untersuchen, die kulturelle Objekte zwischen Individuen oder Gruppen etablieren, und die politischen Implikationen, die diese haben. Als Quellen werden deshalb so unterschiedliche Genres wie Kunstwerke, Literatur und Briefe als gleichermaßen wichtige Elemente kultureller Politik einbezogen. Wesentlich ist für Margolis dabei der von Alfred Gell in „Art and Agency“ geprägte Begriff des „Index“, der es erlaubt, die Diskrepanz zwischen aktiv und passiv zu überwinden und, da er anthropologisch definiert ist, gleichermaßen ein Kunstwerk wie auch eine Person oder die Sprache als „agent“ im kulturellen Prozess zu verstehen (11 f.). Zugleich bedeutet dies, dass der Index selbst wichtiger ist als die übermittelte Botschaft. Mit anderen Worten: Die Form der Sprache, die Materialität der Kunstwerke wird bedeutsamer als der Inhalt. Bedeutung erlangen sie durch ihre Fähigkeit, Netzwerke zu bilden, wobei die Netzwerke selbst zu kulturellen „agents“ werden können. Die Diplomatie der Renaissance erweise sich daher eher als eine Sache der Praktiken denn als eine der Institutionen, wobei der Sprache besondere Wichtigkeit zukomme, insbesondere politischen Schlüsselworten, die zum Code des Renaissancehumanismus wurden. Getragen wurde dieser Code von einer transnationalen Elite der Hyper-Gebildeten („hyper-literate“), die in der Lage waren, den Code zu dechiffrieren und über den oberflächlich erkennbaren Inhalt hinaus zu lesen. Super-Gebildete („super-literate“) wie der Papst, der Kaiser oder auch König René standen über diesem „reading beyond reading“ und konnten es an einen Zirkel von Individuen delegieren, mit dem sie sich umgaben (16 f.).

Renés entscheidende politische Aktion bestand somit laut Margolis in seiner Fähigkeit, ein Netzwerk in Italien aufzubauen und aktiv zu erhalten, ein Prozess, den Margolis in vier Schritten nachzeichnet. Kapitel eins betrachtet den Aufbau des angevinischen Netzwerks: die Vorgeschichte und René’s erste Niederlagen, das guelfische Erbe in Neapel und Florenz, an das die angevinische Parteinahme anknüpfte, die

Einrichtung des Ordre du Croissant 1448, der es René erlaubte, über die Vergabe von Mitgliedschaften persönliche Bindungen zu seinen Parteigängern aufzubauen, sowie schließlich den Weg zum Krieg. Kapitel zwei widmet sich der humanistischen Literatur als Index der angevinischen Kulturpolitik am Beispiel des Humanisten Janus Pannonius. Zwei seiner Werke, das 1452 vor Friedrich III. vorgetragene „Carmen pro pacanda Italia“ und sein panegyrisches Gedicht auf König René, dechiffriert Margolis in ihrer Bedeutung als „agents“ im angevinischen Netzwerk, deren politische Relevanz die Bedeutung ihres Inhalts bei Weitem übersteige. In der Tat war Pannonius in erster Linie der Protegé Jacopo Antonio Marcellos, eines venezianischen Patriziers und Ritters des Ordre du Croissant, der einer der wichtigsten angevinischen Agenten war. Die kulturellen Netzwerke der Humanisten, hier insbesondere um Guarino von Verona, erweisen sich somit als eingebunden in die politischen, die die Humanisten für ihre Karrieren nutzten. Dabei richteten sich die hochcodierten Gedichte gleichsam als Schibboleths an das Innere des Netzwerks, das sie bestätigten und stärkten.

Kapitel drei stellt das illuminierte Buch der Renaissance als diplomatischen Agenten und damit das Zusammenwirken von Kunst, Politik und Patronage vor. Es gehe dabei weniger um den Besitz von Büchern, sondern um deren Austausch, über den sich ihre politische Bedeutung entfalte, was Margolis an zwei Werken nachzeichnet: der Vita des heiligen Mauritius, welche Marcello 1453 König René übersandte, sowie dem Widmungsexemplar von Guarinos Übersetzung der „Geographie“ Strabos von 1458, das Marcello René 1459 übermittelte. Beide Bücher waren Ergebnisse des Künstlerkreises, der in den 1450er Jahren in Padua aktiv war und unter anderem Andrea Mantegna und Giovanni Bellini umfasste. Als zentrale Figur erweist sich jedoch erneut Marcello, der die Darbringung prestigereicher Geschenke wie dieser illuminierten Handschriften als Element der Netzwerkbildung inszenierte. Die Bedeutung entfalte sich dabei nicht über den Text der Handschriften allein, sondern über das Zusammenwirken von Text, Illuminationen, materieller Beschaffenheit der Handschrift, Gedichten und Briefen, die sie begleiteten, sowie den Personen des Senders, Übermittlers und Empfängers wie der performativen Inszenierung der Darreichung. Das letzte Kapitel folgt schließlich dem Netzwerk in Aktion, wie es sich anlässlich der beiden letztlich gescheiterten angevinischen Kampagnen – René's Krieg in der Lombardei 1453–1454 sowie der seines Sohnes Johann von Kalabrien in Neapel 1458–1464 – abzeichnete. Auch wenn mit dem Rückzug der Anjou 1464 und dem Tod einer Reihe zentraler Persönlichkeiten in den Jahren 1462 bis 1466 ein völlig neues Italien geschaffen wurde, so sieht Margolis doch ein Fortwirken der alten Netzwerke, das sich teilweise in der Pazzi-Verschwörung von 1478 und in der französischen Invasion von 1494 zeige sowie letztlich darin, dass Italien im 16. Jahrhundert zum Schlachtfeld Europas wurde.

Oren Margolis hat ein dichtes und anregendes Buch vorgelegt, das mit seinem methodischen Ansatz der kulturellen Politik über die betrachteten Geschehnisse im Italien des 15. Jahrhunderts weit hinausführt. Letztlich propagiert er einen neuen Zugang zu Kunst, Literatur und Politik, der sich von jeder Form eines Geniekults abwendet und stattdessen die Netzwerke der Künstler, Literaten und Mäzene sowie die politische Bedeutung ihrer Werke in den Vordergrund stellt.

Christina Antenhofer, Innsbruck

Camenisch, Chantal, Endlose Kälte. Getreidepreise und Witterungsverlauf in den Burgundischen Niederlanden im 15. Jahrhundert (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte, 5), Basel 2015, Schwabe, 523 S. / Abb., € 58,00.

Klimahistorische Studien erfreuen sich zunehmend medialer wie auch wissenschaftlicher Aufmerksamkeit, auch und gerade für den Herbst des Mittelalters. Die vorliegende Berner Dissertation von 2011 fragt nach den Auswirkungen langfristiger Klima- und kurzfristiger Witterungsfolgen auf die Bildung von Getreidepreisen im 15. Jahrhundert und wählt die Burgundischen Niederlande samt angrenzender Gebiete als Untersuchungsraum. In Klimarekonstruktion und Klimafolgenforschung als Teilfeldern der Klimageschichte verortet die Autorin ihre Studie (17). Die Wiedergabe des Forschungsstands dazu ist umfangreich (18–30) und fokussiert auf Getreidepreise und Subsistenzkrise (30–36). Dabei macht Camenisch klar, dass es ihr um Muster geht, die zu Subsistenzkrisen, verstanden als extreme Getreidepreissteigerungen, führten (14f.). Instruktiv ist der Überblick über verschiedene Quellenarten (48–51); die Anmerkungen zur Quellenkritik und zu Datierungsfragen (53–58) sind weniger überraschend. Methodisch arbeitet Camenisch mit Klimaindizes (58–63); besonders überzeugend ist ihre Begründung, warum und wie sie mit Getreidepreisen, nicht aber –erträgen argumentiert (63–67).

Das zweite Kapitel widmet sich ausführlich den vorindustriellen Faktoren der Getreidepreisbildung, informiert dabei instruktiv über Änderungen des Preisniveaus (etwa durch Münzverschlechterungen) oder der Preisstruktur, die wiederum nach Angebot und Nachfrage sowie langfristigen und kurzfristigen Schwankungen differenziert wird. Den so aufgefächerten Faktoren (Agrarstrukturen, Marktintegration, Demographie, Ernährungsgewohnheiten), die den Getreidepreis beeinflussten, werden „konjunkturelle Witterungsfolgen“ gegenübergestellt (113–119): niedrige Ernteerträge, Lagerungsschäden, Störung von Transport und Verarbeitung. Noch spezifischer wird Camenisch bei der Analyse von Subsistenzkrisen als „kurzfristige[n] Witterungsfolgen“ (120–129). Das von Christian Pfister und Daniel Krämer 2015 vorgestellte Wechselwirkungsmodell von Klima und Gesellschaft wird mit anderen, etablierten Modellen (Malthus, Labrousse, Sen) verglichen.

Handbuchartig arbeitet Kapitel 3 (131–160) die Rahmenbedingungen im Untersuchungsgebiet der Studie ab: Topographie und Klima, Demographie, Landwirtschaft und Protoindustrie, Handel- und Verkehrswege sowie Grundzüge der politischen Geschichte.

Das umfangreiche Kapitel 4 (161–382) stellt nach Jahreszeiten differenziert den Witterungsverlauf im Untersuchungsgebiet/-zeitraum dar; die Anordnung folgt dem Schema „Jahreszeit – Temperatur/Niederschläge“ und dann jeweils von „extrem kalt / trocken“ zu „sehr mild / nass“, entsprechend den Klimaindizes, deren Genese vorbildlich transparent gemacht wird. So entsteht eine hohe Vergleichbarkeit der saisonalen Daten. Die systematisierte Darstellung der einzelnen Jahreszeiten liefert im besten Fall faszinierende Kleinstudien mit gut nachvollziehbarer Quellenarbeit; häufig – gerade bei den wenig ausgeprägten Fällen – serviert Camenisch allerdings eher schwere Kost. Doch um Lesbarkeit kann es hier nicht gehen, sondern um den notwendigen Quellenunterbau, der sich mit den im Anhang befindlichen, tabellarischen Klimaindizes (497–500) gut nutzen lässt. Ob es zwingend ist, die jeweiligen Tagesdaten im julianischen und im gregorianischen Kalender anzugeben, sei dahingestellt. Die strenge Trennung von Temperatur und Niederschlag hält Camenisch nicht immer durch, wenn sie etwa bei einem ansonsten unauffälligen Winter von starken Regenfällen auf milde Temperaturen schließt (207) – ein völlig legitimer Trick. Fundamental

sind Schaubilder der indizierten Temperaturen und Niederschläge für jede Jahreszeit im Untersuchungszeitraum (227, 271, 312, 363); diese wichtigen Ergebnisse der Arbeit hätte man sich in größerer Abbildung gewünscht. Sie machen unmittelbar deutlich, dass Daten zu den Winter- und Sommerverhältnissen viel dichter vorliegen als zu den Gegebenheiten im Herbst und Frühjahr. Erstaunlich ist, dass in diesem Kontext dendrochronologische Befunde nicht vergleichend zumindest für die in die Vegetationsperiode der Bäume fallenden Klimaindizes herangezogen wurden.

Im fünften Kapitel wird zuerst der Zusammenhang zwischen Getreidepreisen und Witterung statistisch untersucht: Nachdem eine hohe Korrelation der im Anhang abgedruckten Getreidepreise (501–508) nachgewiesen wurde (383–386), kommen die Klimaindizes ins Spiel, die in einer Pearson-Korrelation mit den Getreidepreisen in Beziehung gesetzt werden. Im Ergebnis erweisen sich Sommertemperaturen und -niederschläge als wichtigste Indikatoren für Kornpreise (mit Ausnahme von Gerste). Nicht zu vernachlässigen sind auch die Niederschläge im Winter, während Frühjahr und Herbst sowohl hinsichtlich der Temperatur als auch hinsichtlich der Niederschläge eher unbedeutend scheinen. Abschließend folgen verschiedene Regressionsmodelle mit multiplen Faktoren, die die Preise verschiedener Getreidesorten mit den jeweiligen saisonalen Temperaturen in Beziehung setzen – entweder einzeln oder in Kombinationen, um Wechselwirkungen aufzuzeigen. Überraschendes Ergebnis: Nur je ein warmer Frühling oder heißer Sommer sorgte für niedrige Getreidepreise, zwei warme Jahreszeiten führten zur Teuerung. Deutlich über 50 Prozent der Preisvarianz lassen sich durch diese Interaktionen erklären. Der zweite Teil des Abschlusskapitels behandelt Verlauf und Ursachen dreier Subsistenzkrisen in den 1430er, 1480er und 1490er Jahren (399–423). Hier weist Camenischs Studie Schwächen auf, wird doch wenig mehr geboten als eine chronologische Paraphrase der narrativen Quellen. Eine begründete Abwägung zwischen Witterung und anderen Einflüssen findet kaum statt. Als Beispiel sei genannt, dass in allen drei Fällen Getreideimporte aus dem Baltikum ausblieben (409 f., 417, 423), ohne dass dieser Faktor ausführlicher diskutiert und gewichtet wird. Ebenso gilt dies für „obrigkeitliche Bewältigungsstrategien“ (423–426), die ausschließlich auf Basis der narrativen Quellen auf nur zweieinhalb Textseiten angerissen werden. Die Diskrepanz zwischen der ausführlichen Darlegung der vielfältigen Faktoren der Getreidepreisbildung und der konkreten Untersuchung der Subsistenzkrisen sticht ins Auge. Bedauerlich ist auch, dass keine einschlägigen archivalischen Quellen einbezogen wurden. Gibt es für diese Region im 15. Jahrhundert wirklich nur drei Preisreihen für Weizen, Roggen, Gerste und Hafer? Auch wurden die Preisangaben in ihrer originalen Form verwendet (386 f.). Wie dabei die zuvor ausführlich diskutierte Problematik der Münzverschlechterung (66 f.) angegangen wird, blieb dem Rezensenten unklar.

Diese Einwände sollen aber nicht verdecken, dass der Autorin ein höchst bedeutender Beitrag zur mittelalterlichen Klimageschichte gelungen ist, der wichtige Aussagen zum Zusammenhang von Witterungsverlauf und Getreidepreisen trifft. Ähnliche, methodisch anders gelagerte Ergebnisse von Bruce M. S. Campbell für einen anderen Raum und ein anderes Jahrhundert werden so bestätigt. Die fundamentale Frage nach der Relevanz von Witterung für mittelalterliche Hungerkrisen wird also zunehmend positiv beantwortet. Für transparente Rekonstruktionsbemühungen mit Klimaindizes für spätmittelalterliche Überlieferungsbedingungen setzt die Autorin einen Standard, an dem sich weitere Forschungen orientieren werden. Jenseits der weit ausgreifenden Klimarekonstruktion und der speziellen Frage nach dem Zusammenhang von Getreidepreisen und Witterung lässt die Monographie Raum für archivalisch unterfütterte, geographisch wie zeitlich fokussierte Spezialstudien zu den aufgezeigten

Subsistenzkrisen, ja mehr als das: Camenischs Buch liefert erst den Kontext für diese künftigen Forschungen.

Martin Bauch, Leipzig

Seggern, Harm von, Quellenkunde als Methode. Zum Aussagewert der Lübecker Niederstadtbücher des 15. Jahrhunderts (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, 72), Köln / Weimar / Wien 2016, Böhlau, 328 S., € 45,00.

Quellenkunde und Quellenkritik sind ohne Zweifel eine zentrale Aufgabe und der methodische Kern der Geschichtswissenschaft. Quellenkunde als Methode in den Blick zu nehmen verspricht somit, einen wertvollen Beitrag zur Reflexion über historisches Arbeiten zu leisten. Dabei geht es im vorliegenden Band spezifisch um eine quellenkundliche Erschließung der Lübecker Niederstadtbücher des 15. Jahrhunderts. Als Aufgabe von Quellenkunde als Methode wird die Aufbereitung des Materials in seinem Potenzial für verschiedene Fragestellungen formuliert. Das Niederstadtbuch ist dabei ein interessantes Beispiel für eine solche quellenkundliche Aufarbeitung von Massenschriftgut: Die mittelalterlichen Stadtbuchbestände sind eine bisher nur wenig aufgearbeitete Quellengruppe, die durch die schiere Menge und Diversität der Einträge Forscher/-innen bei der Erschließung vor beachtliche Herausforderungen stellt. Von Seggern betont dabei die Notwendigkeit einer Erschließung solcher Quellenbestände zwischen reiner Edition und sachlicher Erschließung: Quellenkunde ist „unverzichtbar als methodischer dritter Weg“ (44), um gerade solche spätmittelalterlichen Bestände der Forschung zugänglich zu machen.

Als Einführung zur quellenkundlichen Erschließung der Niederstadtbücher diskutiert von Seggern im Kapitel „Methodik“ (III) zunächst die Behandlung der Texte ausführlich, angefangen mit methodischen Überlegungen zu Datierung, Abkürzungen, Personennamen und Währungsangaben; weiter werden die Texte als situative Momentaufnahmen von Rechtsgeschäften über eine Auseinandersetzung mit dem Zustandekommen der Einträge in einen weiteren Kontext eingebettet. Die Texte der Niederstadtbücher werden dem heutigen Leser durch eine Übersetzung und Beschreibung der Einträge und die Kommentierung der dokumentierten Fachsprache und der Rechtstexttypen sowie durch knappe wirtschaftshistorische und ausführlichere rechtshistorische Ausführungen zugänglich gemacht und kontextualisiert.

Wichtigste Aufgabe ist laut von Seggern die Einführung in die Lübecker Niederstadtbücher als eine der umfangreichsten deutschen Stadtbuchserien und ihre grundsätzliche Erschließung für die wirtschaftshistorische Forschung. Immer wieder hervorgehoben wird dabei die Bedeutung der Niederstadtbücher als Quelle des städtischen Rechtslebens. Ein Großteil der Einträge der Stadtbuchserie sind einfache Schuldanerkenntnisse, die, wie ganz richtig betont wird, nicht nur durch Geldüberträge entstanden, sondern auch und vor allem durch familien- und erbrechtliche Vorgänge. In der Mehrzahl der Einträge stehen also wirtschaftliche Transaktionen keineswegs im Vordergrund, sondern die Bände müssen eben für diesen Forschungsbereich gezielt erschlossen werden.

In der folgenden formalen Analyse (IV) systematisiert von Seggern die Einträge nach ihrem ‚Protokoll‘ in Streitschlichtungen, persönliche Bekenntnisse, Zeugnisse, Ratsurteile und Ankündigungen eines Verzichts auf Rechtsmittel. In der inhaltlichen Analyse (V) werden die Einträge anschließend nach ihrem Thema kategorisiert. Hier stehen die am häufigsten vorkommenden Rechtsgeschäfte im Vordergrund. Es wird unterschieden in zwei große Gruppen: Haushaltsgüter/Nachlasssachen und Strafsachen. Anschließend (VI) erfolgt eine interessante und ausführliche personenge-

schichtliche Auseinandersetzung mit Vorsprechern, Worthaltern und Prokuratoren, wobei es auch hier vorrangig um Erbschaftsangelegenheiten geht. Es verwundert in Hinblick auf die angestrebte wirtschaftshistorische Ausrichtung des Bandes, dass Handelsangelegenheiten, wie die Gründung von Handelsgesellschaften oder Schlichtungen bezogen auf Handelsgeschäfte, bei der inhaltlichen Auswertung keine eigene Gruppe bilden. Insgesamt stellt der Band also die Niederstadtbücher eher allgemein als Quelle des Rechtslebens und der urbanen Kultur vor als sie für die Wirtschaftsgeschichte zu erschließen.

Doch jeder Leser kann für sich das Potenzial für die wirtschaftshistorische Arbeit feststellen, wobei das Sachregister einen schnellen Zugang zu den angesprochenen Themen bietet. So finden beispielsweise Einträge Erwähnung, die im Bereich Gewerbe mit den Lübecker Leinenwebern oder der Arbeit der Seifensieder befasst sind. Weiterhin werden Einträge zum Hopfenanbau, zum Verkauf von Hering nach Danzig, zu Schiffen sowie Schiffsbefrachtung und -befrachtern, zum Handel mit Seide, zu Holzhandel und Holzprüfung auf dem Lübecker Markt, zum Verkauf eines Pferdes und zu einem Rechtsstreit um Ingwer besprochen. Was die Akteure des spätmittelalterlichen Wirtschaftslebens anbelangt, so betont von Seggern bereits einleitend, dass das von ihm angelegte, im Stadtarchiv Lübeck vorliegende Personenregister eine weitere Erforschung der Tätigkeit oberdeutscher Kaufleute in Niederdeutschland erlaubt. Darüber hinaus deutet das Kapitel zur Vertretung bei Rechtsgeschäften auf Möglichkeiten hin, anhand der Niederstadtbücher die geographischen Dimensionen der Lübecker Wirtschaftsbeziehungen anhand von einzelnen Transaktionen zu betrachten, waren doch Prokuratoren vor allem bei zwischenstädtischen Handeln ein wichtiges Instrument der Konfliktlösung.

Zusammengefasst ist der gewählte Ansatz hinsichtlich der nahezu unüberschaubaren Menge archivalischer Stadtbuchbestände lobenswert. Die facettenreiche Einführung in eine umfangreiche und äußerst heterogene Quelle muss gewürdigt werden. Die Quellennähe der Auswertung gewährt einen guten Einblick in Art und Form der Einträge der Niederstadtbücher und gibt einen Eindruck davon, was von anderen Stadtbüchern zu erwarten ist. Der Band macht Lust auf eine nähere Beschäftigung mit den Niederstadtbüchern und zeigt ihr Potenzial als wirtschaftshistorische Quellen, auch wenn er sie noch nicht systematisch erschließt. Quellenkunde als Methode nicht nur vorzuführen, sondern als abstraktes Instrumentarium zu explizieren bleibt nachfolgenden Arbeiten vorbehalten. Insgesamt gibt von Seggern aber eine interessante und vielschichtige Einführung in die Lübecker Niederstadtbücher und macht deutlich, dass dieser Stadtbuchbestand wie auch andere dringend intensiver von der Forschung genutzt werden sollten.

Angela Huang, Lübeck

Eckhart, Pia, Ursprung und Gegenwart. Geschichtsschreibung in der Bischofsstadt und das Werk des Konstanzer Notars Beatus Widmer (1475 – ca. 1533) (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B: Forschungen, 207), Stuttgart 2016, Kohlhammer, LXXXIV u. 570 S. / Abb., € 49,00.

Die umfangreiche Studie widmet sich dem Konstanzer Kuriennotar am bischöflichen Officialat, Beatus Widmer, der ein bislang wenig beachtetes historiographisches Werk hinterließ. Die Arbeit ist in sieben größere Einheiten untergliedert. Voran stehen ein Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Abkürzungsverzeichnis sowie Zitierhinweise. Beschlossen wird die Arbeit von einem Anhang, der Widmers Werk in den historiographischen Zusammenhang der Zeit stellt, sowie einem Register.

Im einleitenden Kapitel (1–28) wird an das historiographische Thema herangeführt, im zweiten Kapitel (29–53) die Stadt Konstanz um 1500 vorgestellt, im dritten Kapitel (55–77) geht die Verfasserin auf die Überlieferung der Chronik ein, bevor diese im vierten (79–284) und fünften Kapitel (285–504) zum Thema wird. Das sechste Kapitel (505–516) bietet eine knappe Zusammenfassung.

Der aus Achkarren bei Breisach stammende Notar schrieb (überregionale) Gegenwartsgeschichte, setzte sich aber auch mit den Anfängen des Gemeinwesens und Bistums auseinander. 1491 kam er an den Konstanzer Bischofshof und amtierte unter Thomas Berlower (1491–1496) und Hugo von Hohenlandenberg (1496–1531/32). Sein Geschichtswerk dürfte um 1526 entstanden sein und umfasst die Jahre 1459–1519/21.

Textsortenspezifisch steht das Werk an der Schnittstelle zwischen Bistumsgeschichtsschreibung, Stadtchronistik und Hofhistoriographie. Aus den eingangs aufgeworfenen Leitfragen wird deutlich, dass die Verfasserin nicht den etablierten Pfaden der Stadtgeschichtsschreibung folgen will, sondern eine geweitetes Historiographieverständnis (3, 28) einfordert. Der Hauptakzent der Untersuchung liegt auf der „Textgenese“ bzw. der „Textgeschichte“ (4) des untersuchten Werkes. Die Arbeit will am Beispiel von Konstanz zeigen, „wie diese inzwischen ausdifferenzierte Auffassung von der Komplexität der Stadt in eine angemessene Untersuchung der städtischen Überlieferung einbezogen und zu vertiefenden Erkenntnissen darüber führen kann, wie historiografische Texte in der Stadt entstehen“ (2).

Dass die Chronik damals wie heute wenig Beachtung fand (17–20), lässt sich eventuell mit dem Reichtum der historiographischen Produktion zu Konstanz im Spätmittelalter und in der Reformationszeit erklären. Widmers Werk ist nur in einer einzigen Handschrift (Stuttgart, WLB, HB V 32, 1526) überliefert. Seine Nachwirkung war also überschaubar. Eine Karlsruher Teilabschrift (GLA, 65/11229, 1527) beschränkt sich auf zwei Kapitel (74). Schließlich wandte sich Widmer in „scharfer Polemik“ (73) gegen die neuen reformatorischen Glaubensauffassungen und stellte auch den Gründungsmythos der Stadt in Frage, indem er nachwies, dass eine diesbezügliche Bauinschrift aus Winterthur und nicht aus Konstanz stammte (325).

Die fragmentarische Chronik (95) dürfte mithin ein aus persönlichem Antrieb verfasstes Nebenprodukt seiner Arbeit als bischöflicher Notar am geistlichen Gericht gewesen sein. Vermutlich wollte er seine persönliche Sicht auf Vergangenheit und Gegenwart darlegen. Um ein Auftragswerk handelt es sich nicht. Ein öffentliches Interesse an seiner Chronik lässt sich ebenfalls nicht nachweisen. Sein Werk war zwar für den Druck vorgesehen (258, 280), blieb aber unpubliziert.

Als wichtiger Bestandteil der städtischen oder bischöflichen Geschichtsschreibung zu Konstanz scheint Widmers Werk nicht wahrgenommen worden zu sein. Es wurde denn auch erst spät, nämlich im Jahr 2000, von Peter-Johannes Schuler wissenschaftlich „bekannt gemacht“ (3). Die „Bistumschronik“ desselben Autors, deren Verfasser bis dahin als anonym galt, wurde im 157. Band der ZGO des Jahres 2009 (101–189) ediert.

Den ursprünglichen Plan, der Interpretation eine Edition der Chronik Widmers beizugeben (ZGO 157 [2009], 101, Anm. 1), wie dies etwa Sandra Wolff in ihrer Studie zur Weltchronik Gebhard Dachers 2008 vorführte, hat die Verfasserin im Laufe der Arbeit verworfen. Eine solche Edition stellt aber ein Desiderat dar, da die Analyse ohne den Text nur unzureichend nachvollzogen werden kann. Bei fortschreitender Lektüre entsteht das Gefühl, dass das „Werk“ Widmers zwar fraglos der wissenschaftlichen Untersuchung wert ist, aber aufgrund der schmalen Überlieferungslage, der nicht

vorhandenen Rezeption und des altgläubig-konservativen Geschichtsbildes (483) schon für die Zeitgenossen eigentlich nicht „anschlussfähig“ war.

Erhärten lässt sich diese These durch einen Vergleich mit einem Autor, den die Autorin im siebten Textteil selbst kurz erwähnt (18): dem Konstanzer Chronisten Christoph Schulthaiß (1512–1584), der ein achtbändiges Geschichtswerk im Folio-Format geschaffen hat, das bis heute unediert und weitgehend unerforscht im Stadtarchiv Konstanz liegt („Collektaneen“, nach 1575, StA Konstanz A I 8). Was Widmer in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts geleistet hat, geht in eine ähnliche Richtung. Widmers historiographisches Werk ist deshalb gewiss nicht unwichtig, dürfte aber doch eher den Normalfall der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit in der Bischofsstadt darstellen.

Was lag also näher, als sich in bewegter frühhumanistischer Zeit (45–50), in der Bischof Hugo wegen der reformatorischen Wirren 1526 sogar die Kathedralstadt gen Meersburg verlassen musste (435 f.), zur eigenen historischen Orientierung mit der Geschichte der Stadt und des Bistums zu befassen? So erklärt sich vielleicht, warum Widmers Werk nicht ganz „zu Unrecht“ (514) lange außerhalb der Konstanzer Geschichtsschreibung stand, muss man doch annehmen, dass die starke Zunahme historiographischer Produktion an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert zu einem „Überangebot“ an geschichtlichen Darstellungen führte. Widmer wäre dann eher *ein* Beispiel dafür, wie eine Stadt und ihre Bürger im späten Mittelalter bzw. in der frühen Neuzeit mit ihrer eigenen Geschichte umgingen, ohne dass dieser weithin selbstverständliche Umgang größere (öffentliche) Wirkungen gezeitigt hätte oder gar als intersubjektive und verbindliche Geschichtsaufbereitung rezipiert worden wäre. Geschichte, wie Widmer sie schrieb, diente wohl eher der individuellen Selbstvergewisserung in Zeiten einer akuten politischen Krise. Durch die Reformation stand immerhin der Bestand des Bistums in Frage. Geschichte hatte für Widmer legitimatorische Funktion.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Das selbst gesetzte wissenschaftliche Ziel, den bischöflichen Kuriennotar Beatus Widmer zu einem anerkannten wissenschaftlichen Gegenstand zu machen, hat die vorliegende Arbeit eindrucksvoll erreicht. Pia Eckhart hat den bislang – zu Recht oder zu Unrecht – nur wenig bekannten bischöflichen Beamten und sein zwiefältiges Werk (Bischofsliste und Chronik) fraglos aus seinem Schattendasein befreit, in den literarischen Zusammenhang der Zeit gestellt und damit der Wissenschaft eine wichtige (altgläubige) lokale Quelle (zurück-)gewonnen, die nun der weiteren wissenschaftlichen Auswertung harret. Zu diesem Zwecke allerdings wäre eine vorläufige Transkription des Textes wünschenswert gewesen, durch die der Autor Widmer gewiss eine schärfere inhaltliche Kontur gewonnen hätte. Zusätzlich hätte der Leser auf diese Weise die Möglichkeit, vieles von dem, was die vorliegende Studie thetisch ausführt, selbst verifizieren und nachprüfen zu können. Man kann die Autorin daher nur dazu ermutigen, der Analyse bald eine Edition des Textes folgen zu lassen.

Ganz unabhängig davon besteht das große Verdienst der Studie fraglos darin, die Geschichtsschreibung der Stadt Konstanz um 1500 umfassend, präzise und vorbildlich aufgearbeitet zu haben. Niemand, der sich künftig mit der Konstanzer Historiographie an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit beschäftigt, wird an dem Buch vorbeigehen können.

Thomas Martin Buck, Freiburg i. Br.

Gerritsen, Anne / Giorgio Riello (Hrsg.), *The Global Lives of Things. The Material Culture of Connections in the Early Modern World*, London / New York 2016, Routledge, XVI u. 265 S. / Abb., £ 29,99.

Neumann, Birgit (Hrsg.), *Präsenz und Evidenz fremder Dinge im Europa des 18. Jahrhunderts* (Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa, 19), Göttingen 2015, Wallstein, 576 S. / Abb., € 49,00.

Das Global History and Culture Centre an der Universität Warwick gehört seit Jahren zu den Institutionen, die die Forschung an der Schnittstelle von Globalgeschichte und Geschichte materieller Kultur maßgeblich vorangebracht haben. Seitdem Maxine Berg in einer Reihe von Aufsätzen Anfang der 2000er Jahre die These entwickelte, dass der Import asiatischer Luxusgüter im 18. Jahrhundert eine enorme transformative Kraft im Hinblick auf Konsum und Industrie in Europa entfaltete, sind zahlreiche Forschungs- und Tagungsprojekte zu diesem Komplex entstanden, unter anderem ein AHRC-finanziertes Netzwerk zu „Global Commodities“. In diesem Kontext haben Anne Gerritsen und Giorgio Riello den Band „Writing Material Culture History“ (2015) sowie den hier zu besprechenden Band vorgelegt.

Dieser versammelt zehn Beiträge, die Einleitung von Gerritsen und Riello sowie drei Nachwörter von Paula Findlen, Suraiya Faroqi und Maxine Berg. Thema und Titel des Buches lehnen sich an Arjun Appadurais „The Social Life of Things“ an, ein Band, der darauf abzielte, die Relevanz von Dingen für das Verständnis von sozialen Praktiken und Prozessen der Wertschöpfung zu verdeutlichen. Aber im Unterschied zu Appadurai legen die Herausgeber den Fokus auf die globalen Itinerare von Dingen. Die Beiträge haben das gemeinsame Interesse, über die Geschichte global zirkulierender Objekte auch die Geschichte der wachsenden ökonomischen Vernetzung der frühneuzeitlichen Welt zu beleuchten.

Zucker, Tabak und Kaffee gehören zu den bekanntesten und auch am besten erforschten globalen Gütern, und sie fehlen auch im vorliegenden Band nicht. Doch den Herausgebern ist es gelungen, eine äußerst originelle Mischung von Dingen auszuwählen, deren Geschichten bislang weniger erforscht worden sind und deren Aussagekraft für die Frühe Neuzeit zugleich hoch ist. Pamela Smith beschäftigt sich mit der Zirkulation von chemischen Substanzen und den damit verbundenen Vorstellungen und Techniken im eurasischen Raum. Christine Guth beleuchtet das globale Netzwerk von Chagrin, ein von Haien und Rochen gewonnenes Fischleder, das in Japan wie in Europa zu einem begehrten Gut wurde, das man weiterveredelte und für dekorative Zwecke verwendete. Pippa Lacey analysiert den Austausch von Korallen zwischen dem Mittelmeerraum und China sowie die Umdeutung der Korallen zu imperialen Schatzobjekten in China. Mariana Françaço untersucht amerikanische Federarbeiten und zeigt zum einen deren indigene Bedeutungsdimensionen und zum anderen deren Neubewertung im kolonialen Kontext auf. Nunos Senos verdeutlicht anhand des Inventars des Palastes von Herzog Teodósio I. von Brangança, dass die Ethnographika des Hauses nicht vornehmlich Objekte der Faszination für das Exotische waren und folglich auch nicht gesondert ausgestellt, sondern in die Einrichtung des Hauses integriert wurden. Susan Broomhall arbeitet die emotionale Bedeutung der materiellen Hinterlassenschaften der VOC in Australien für Europäer und Aborigines heraus. Kévin Le Doudic analysiert anhand von Inventaren und anderen Quellen den Besitz französischer und indischer Haushalte im indischen Pondicherry im 18. Jahrhundert und zeigt die Entstehung transkultureller Konsummuster auf. Matthew Romaniello demonstriert die unterschiedliche Verfügbarkeit und lokal geprägten Konsumweisen von Tabak im europäischen und im sibirischen Raum des Russischen Reichs. Urmi

Engineer analysiert die ökologischen Auswirkungen einer als Monokultur angelegten Zuckerproduktion im Hinblick auf Entwaldung, Wassermanagement und Epidemien. Schließlich verdeutlichen Christine Fertig und Ulrich Pfister anhand der Zollregister Hamburgs die wachsenden Importe von Kaffee, Zucker, Tabak und Materialwaren im 18. Jahrhundert und zeigen, dass besonders der Verbrauch von Materialwaren mit neu entstehenden Körperkulturen verbunden war.

Über die Zuordnung der Beiträge zu den drei Rubriken des Bandes, „Objects of Global Knowledge“, „Objects of Global Connections“ und „Objects of Global Consumption“, lässt sich streiten, denn fast jeder Aufsatz hätte auch in eine andere Rubrik gepasst. Das spricht jedoch vor allem dafür, dass Geschichten von Dingen fast immer zugleich Fragen nach Austausch, Wissen, Konsum und Wertschöpfung aufwerfen. Die Beiträge zeigen, wie transkontinentale Netzwerke des Handels und der Distribution funktionierten und wie Gegenstände und Materialien in lokale Bedeutungskontexte (neu) eingeordnet wurden. Sie thematisieren scheinbar randständige Güter, die jedoch Aufschluss über lokale Gebrauchspraktiken und Deutungshorizonte geben; und selbst dort, wo bekannte Güter wie Zucker, Tabak und Kaffee im Mittelpunkt stehen, gehen die Autoren neue Wege, indem sie umwelt- oder körpergeschichtliche Aspekte herausarbeiten. Viele der Beiträge sind explizit polyzentrisch angelegt; sie gehen nicht nur von europäischen Quellen aus, sondern nutzen auch chinesisches, indisches oder lateinamerikanisches Material; zudem machen sich viele Autoren die Objekte selbst für ihre Analyse zunutze. Auch wenn manche Beiträge durchaus Fragen methodischer und inhaltlicher Natur offenlassen, ist dies ein Band, der aufgrund seiner Qualität und Originalität uneingeschränkt empfohlen werden kann.

Demselben Forschungsfeld kann auch der von Birgit Neumann herausgegebene Band zugeordnet werden, der allerdings keinen globalgeschichtlichen Anspruch hat, sondern die Präsenz „fremder“ Dinge im Europa des 18. Jahrhunderts aus europäischer Perspektive thematisiert. In 28 Beiträgen kommen Historiker, Literatur- und Kulturwissenschaftler zu Wort, denen ich nicht im Einzelnen gerecht werden kann. Das Verdienst des Bandes ist es, die Präsenz, Verfügbarkeit, Wahrnehmung, Ordnung, Ästhetisierung – insgesamt die Kontextualisierung und Aneignung – „fremder“ Dinge im Europa der Sattelzeit in gebündelter Form zu beleuchten, womit schon deutlich ist, dass „Fremdheit“ stets eine Frage der Verhältnisbestimmung ist. Der Band ist aus einer gleichnamigen Tagung hervorgegangen, die im September 2013 an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel stattfand. Die Interdisziplinarität der Veranstaltung sowie der Publikation spiegelt das derzeitige fachübergreifende Interesse an Dingen, stiehlt dem Band jedoch die Kohärenz, die „The Global Lives of Things“ besitzt. Der Band ist in fünf Teile gegliedert, denen jeweils eine kurze Einleitung vorangestellt ist. Der erste Teil beschäftigt sich mit dem Wissen über fremde Dinge. Martin Mulsow etwa zeigt, wie für die alchemistische Praxis am Hof von Sachsen-Gotha um 1700 Gold- und Silbererze aus Asien verwendet wurden und wie der Hofagent und ehemalige Angestellte der Ostindienkompanie Johann Otto Hellwig indonesisches Erfahrungswissen über Salpeter in sein von Paracelsus bestimmtes alchemistisches Wissen zu integrieren versuchte. Der zweite Teil ist den Medien der Präsenz gewidmet und thematisiert das Sammeln und Ausstellen fremder Dinge. Johannes Grave analysiert das Verhältnis von Dingen und ihrem Beiwerk anhand von Goethes Schriften, Stefan Laube verdeutlicht den Wandel von Sammlungskonzepten hinsichtlich fremder Dinge am Beispiel der Kunst- und Naturalienkabinette der braunschweigischen Welfen, und Ulrike Gleixner argumentiert am Beispiel der Herzog August Bibliothek, dass außereuropäische Drucke und Handschriften aufgrund ihres dinglichen Charakters als Artefakte, nicht als Informationsträger wertgeschätzt wurden. Der dritte und der vierte Teil firmieren

unter den Titeln „Subjektkonstitutionen, soziale Praktiken und fremde Dinge“ bzw. „Repräsentationen fremder Dinge“. Hier werden Formen der Diskursivierung von Dingpräsenz in der deutsch-, englisch- und französischsprachigen Literatur des 18. Jahrhunderts untersucht. Schließlich widmet sich der fünfte Teil dem ökonomischen Wert fremder Dinge. Georg Lehner charakterisiert den europäischen Markt für chinesische Bücher; Julia Schmidt-Funke verdeutlicht, wie durch Nachahmung und Importsubstitution neue Konsumgüter entstanden, die nicht nur für untere Stände erschwinglich, sondern auch für die höheren Stände attraktiv waren. Insgesamt macht der Band deutlich, dass die Präsenz fremder Dinge im Europa des 18. Jahrhunderts weitreichende Spuren im Wissenshaushalt der Gesellschaften, in ihren sinnlichen und ästhetischen Erfahrungswelten, der Literatur, den Sammlungen und dem Wirtschaftsleben hinterlassen hat. Ob dies ein Spezifikum des 18. Jahrhunderts war, wird jedoch noch länger zu diskutieren sein.

Kim Siebenhüner, Bern

Watanabe-O'Kelly, Helen / Adam Morton (Hrsg.), *Queens Consort, Cultural Transfer and European Politics, c. 1500–1800*, London / New York 2017, Routledge, XIII u. 260 S., £ 95,00.

Der Sammelband präsentiert Forschungsergebnisse, die im Kontext eines bis Ende 2016 laufenden HERA-Projekts unter dem Titel „Marrying Cultures. Queens Consorts and European Identities 1500–1800“ (<http://www.marryingcultures.eu/>) erzielt wurden. Historikerinnen und Historiker aus mehreren europäischen Ländern kooperierten dabei, um anhand von Einzelstudien, doch mit vernetzten Fragestellungen die Rolle von Fürstinnen, von Frauen regierender europäischer Häuser, für die kulturelle wie politische Entwicklung Europas stärker ins Licht zu rücken.

In seiner Einleitung zum Band verweist Adam Morton denn auch auf dieses Projekt, vor allem aber auf den Fokus des Bandes: Es gehe um die Analyse der konkreten Handlungsmöglichkeiten regierender Fürstinnen (verstanden als Ehefrauen bzw. Witwen von Fürsten). Zentral sei es dabei für alle Beitragenden herauszuarbeiten, dass die traditionelle Trennung zwischen „politischer“ und „kultureller“ Einflussnahme – oder zwischen „hard and soft power“ (1 f.) – den Blick auf die Aktionsfelder von Frauen europäischer Dynastien und auf die Relevanz der Dynastie und dynastischer Netzwerke in der frühneuzeitlichen europäischen Politik verstelle. Damit nimmt der Band konzeptionell Anregungen auf, die in der Forschung zum Verhältnis von Fürstin und Politik bzw. Fürstin und Herrschaft in den letzten Jahren eine zunehmende Rolle gespielt haben. Gleiches gilt für den konzeptionellen Anspruch der einzelnen Texte, „the queen consort“, die Fürstin, als Kategorie zu nutzen, um über die Beschreibung einzelner Fälle und Personen hinaus das Allgemeingültige und Verallgemeinerbare im Blick zu behalten.

Der Band umfasst neun Beiträge, die Handlungsspielräume und Wahrnehmungen königlicher und fürstlicher Gemahlinnen facettenreich beleuchten. Der Rahmen spannt sich zeitlich von den jagiellonischen Prinzessinnen Katharina und Sofia, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts von Polen nach Schweden bzw. Braunschweig-Wolfenbüttel heirateten und zeitlessly über Gegenstände die Erinnerung an ihre dynastische Herkunft wachhielten (Almut Bues), bis zu Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, die 1818 als Königin Großbritanniens starb und als Büchersammlerin den Hof in London mit aufklärerischem Wissen und Denken verband (Clarissa Campbell-Orr).

Helen Watanabe-O'Kelly zeigt in ihrem Beitrag die politisch aktive und als Mutter bei der Sicherung der Dynastie erfolgreiche Maria Amalia von Sachsen, Königin beider

Sizilien bzw. Spaniens, indem sie hinter die von Zeremoniell und festlichen Inszenierungen gebildete Fassade höfischen Daseins schaut. Vergleichbar sind die Beiträge von Elise Dermineur und Svante Norrhem bzw. Jill Bepler, die mit Luise Ulrike von Preußen bzw. Hedwig Eleonora von Holstein-Gottorf zwei Königinnen von Schweden behandeln, von denen Erstere kulturelle Aspekte wie die Förderung von Wissenschaft und höfischer Architektur zur Sicherung königlicher Herrschaft in krisenhaften Zeiten nutzte. Die andere war zweimal als Regentin und dazwischen als politische Vertraute ihres regierenden Sohnes Karl XI. über Jahrzehnte eine politisch höchst bedeutsame Figur in Schweden – eine Position, zu deren Sicherung sie nicht zuletzt Korrespondenzen und dynastische Netzwerke im Alten Reich nutzte. Dynastischen Netzwerken, die über Eheschließungen geschaffen und erhalten wurden, widmet sich auch Thomas Biskup, der den Verbindungen zwischen den brandenburgischen Hohenzollern und den Welfen in Braunschweig im 18. Jahrhundert nachgeht. Hier wird insbesondere ein Heiratsmodell vorgestellt, bei dem es eben nicht um eine möglichst ranghohe Eheverbindung, sondern um dynastische Verbindungen zu benachbarten Häusern zur möglichst dauerhaften Konsolidierung einer in der europäischen Politik aufsteigenden Dynastie ging.

Christina Strunck reflektiert in ihrem Beitrag aus kunsthistorischer Sicht die Darstellung und Nutzung von Geschlechterrollen in Hinblick auf Herrscherinnen aus eigenem Recht und vergleicht dabei Maria Theresia und Katharina die Große. Um Zuschreibungen von Rollen und Funktionen geht es auch bei Anna-Marie Linnell, die sich für die „fremden“ englischen Königinnen Henrietta Maria von Frankreich und Katharina von Portugal der Frage widmet, wie diese über literarische Texte in die Kultur ihres neuen Hofes und Kulturraumes integriert wurden, wie sie sozusagen ‚angliert‘ wurden. Adam Morton fügt dem eine weitere Sichtweise hinzu, indem er für die beiden genannten Königinnen fragt, welche Rolle sie in konfessioneller Hinsicht spielten bzw. welche Relevanz die Konfession – beide blieben bekanntlich zeitlebens katholisch – für ihre Möglichkeiten politischer Wirksamkeit wie kultureller Transfers hatte.

Diese knappe Aufzählung der Beiträge macht schon sichtbar, dass ungeachtet der in Adam Mortons Einleitung angesprochenen Zielrichtungen und Schwerpunkte des Bandes ein breites Spektrum von Personen und inhaltlichen Schwerpunkten aufgemacht wird. Die Zusammenfassung von Helen Watanabe-O’Kelly schließt jedoch insofern den Kreis als sie mehrere dieser Schwerpunkte noch einmal aufnimmt. So fasst sie in systematischer Weise Ausführungen und Beobachtungen zusammen hinsichtlich der Auswahl fürstlicher Bräute und deren Stellung im dynastischen Netzwerk, hinsichtlich der Frage, was eine erfolgreiche fürstliche Ehe ausmachte, und hinsichtlich der Faktoren, die die Möglichkeiten und Grenzen kultureller Transfers beeinflussten. Dabei nimmt sie abschließend auch Mortons Differenzierung auf, indem sie die Rolle von Fürstinnen als Agentinnen sowie deren Eheverbindung als Anlässe bzw. als Katalysatoren von Transferprozessen anspricht (3 bzw. 246 f.).

Alles in allem ist der Band in konzeptioneller Hinsicht nicht wirklich geschlossen; das Konzept „Kulturtransfer“ wird zwar einleitend angesprochen, aber nicht ausführlich diskutiert, und es spielt auch in den meisten Einzelbeiträgen keine signifikante Rolle. Wichtig ist der Band jedoch durch seinen Schwerpunkt, indem er die Relevanz politisch-herrschaftlichen Wirkens fürstlicher Frauen ins Blickfeld rückt. Mit einem erweiterten Politikbegriff, mit der Betonung der Relevanz dynastischen Denkens, mit der Einbindung des Einzelfalls in generelle Beobachtungen trägt er wie oben angedeutet neuen Ansätzen Rechnung. Zugleich zeigt er nicht zuletzt ein zentrales Problem bei der konsequenten Einbindung fürstlicher Frauen als Akteurinnen in die Darstellung: Helen Watanabe-O’Kelly muss bei ihrer Behandlung der politischen Rolle Maria

Amalias von Neapel-Sizilien bzw. Spanien auf wenige Briefe eines Diplomaten aus der Zeit ihres sehr kurzen Aufenthalts in Madrid zurückgreifen. Jill Bepko dagegen kann für Hedwig Eleonora von Schweden aus über 200 Bänden aus- und eingehender Briefe und damit aus einem riesigen Fundus auswählen. Gemeinsam ist beiden Königinnen dessen ungeachtet bislang, dass die Rolle, die sie für Dynastie, Herrschaft und Kultur spielten, kaum Aufmerksamkeit gefunden hat. Dies unterstreicht noch einmal die Bedeutung des vorliegenden Bandes, von dem hoffentlich weitere Impulse ausgehen werden.

Katrin Keller, Wien

Cottegnies, Line / Sandrine Parageau / John J. Thomson (Hrsg.), *Women and Curiosity in Early Modern England and France (Intersections, 42)*, Leiden / Boston 2016, Brill, XI u. 254 S. / Abb., € 115,00.

Martin Luthers Meinung, die Deutschen seien neugieriger als andere Völker, könne nicht belegt werden, heißt es in Zedlers Universallexikon aus dem Jahr 1740. Der vorliegende Sammelband befasst sich leider nicht mit neugierigen Bewohnern des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation. Vielmehr geht es um England und Frankreich in der Frühen Neuzeit, genauer gesagt um neugierige Frauen sowie Frauen als Objekte von Neugier. Der von Line Cottegnies, Sandrine Parageau und John J. Thomson herausgegebene Sammelband geht zurück auf eine internationale und interdisziplinäre Tagung in Paris im Sommer 2013. Cottegnies und Parageau erläutern am Beispiel des Kommentars von Bischof Joseph Hall zur Genesis aus dem Jahr 1612 die Komplexität der doppelten Verknüpfung von Frauen und Neugier: Da Frauen neugierig sind, werden sie ihrerseits zu Objekten neugieriger Betrachtung. Cottegnies und Parageau geben einleitend einen knappen Überblick über die Bewertung der Neugier von der Patristik bis ins 18. Jahrhundert (5–9), stellen anschließend verschiedene Personifizierungen der Neugier von Hesiod bis Chapman sowie in Mythen und Märchen vor (9–14) und führen abschließend aus, dass Neugier als *libido sciendi* von den Gelehrten der Frühen Neuzeit nicht mit Frauen in Verbindung gebracht wurde (14–20). Ein Ziel des Buches ist es, die unterschiedlichen Ausdrucksformen des Zusammenhangs zwischen Frauen und Neugier zu analysieren, um in einem weiteren Schritt die seit dem 17. Jahrhundert vom Laster zur Tugend ‚rehabilitierte‘ Neugier sowie ihre Auswirkungen auf Frauen zu untersuchen, die in der Frühen Neuzeit einen besseren Zugang zur intellektuellen Welt als in früheren Jahrhunderten hatten und die es zunehmend nach Wissen verlangte. In insgesamt 13 Beiträgen wird hier erstmals der Frage nachgegangen, wie zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert die Neugier von Frauen dargestellt und definiert wurde und mit welchen Strategien Frauen dem Stigma begegneten, das dem weiblichen Wissensdurst anhaftete. Zugleich wird ein Vergleich zwischen Frankreich, wo der Cartesianismus vorherrschte, und England, das vom Empirismus geprägt war, also zwischen zwei gänzlich verschiedenen intellektuellen Traditionen ermöglicht (20 f.).

Yan Brailowsky (Université Paris-Ouest / Nanterre La Défense) fokussiert auf den Zusammenhang von Genesis-Interpretationen und Gynaiokratie im 16. Jahrhundert, das geprägt war von der Herrschaft von Königinnen, Regentinnen und Statthalterinnen. Mit Pamphleten und Kompilationen, die in England zwischen 1540 und 1599 gedruckt wurden, befasst sich Armel Dubois-Nayt (Université Versailles Saint-Quentin), die das große Interesse an der Natur der Frau untersucht und Topoi über die Neugier von Frauen aus 18 *Querelle-des-femmes*-Texten herausarbeitet. Anhand von Shakespeares Drama „Troilus and Cressida“ erläutert Laura Levine (Tisch School of The Arts, New York University), dass der durch ungestillten Wissensdurst ungebän-

digte Zorn Voraussetzung für die im Kampf erprobte Männlichkeit gewesen sei. Laetitia Coussement-Boillot (Université Paris VII-Diderot) verweist durch ihre Analyse von Mary Wroths Schlüsselroman „Urania“ aus dem Jahr 1621 auf die Polysemantik sowie auf die doppelte Konnotation des Wortes „Neugier“. Ebenfalls mit einer Schriftstellerin, die wie Wroth als Kuriosum ihrer Zeit galt, befasst sich Cottegnies (Université Sorbonne Nouvelle – Paris III). Sie hebt hervor, dass Margaret Cavendish bewusst damit spielte, Objekt der Neugierde zu sein, indem sie ihre öffentlichen Auftritte in extravaganter Kleidung als ‚Shows‘ orchestrierte. In der Novelle „Célinte“ (1661) setzte sich die Berufsschriftstellerin Madeleine de Scudéry explizit mit der Thematik „Neugierde“ auseinander, wie Marie-Gabrielle Lallemand (Université de Caen Basse Normandie) zeigt. Sie unterstreicht, dass Scudéry jedoch nicht nur das Interesse ihrer Leser befriedigen, sondern zugleich erzieherisch wirken wollte. Susan Wiseman (Birkbeck College, University of London) analysiert Texte des 17. Jahrhunderts über Meerjungfrauen, um unter dem Gender-Aspekt den wenig linearen Weg der Neugierde vom verdammenswerten Laster zur Triebkraft wissenschaftlichen Forschens aufzuzeigen. Dem philosophischen Diskurs über Wissensdurst im 17. Jahrhundert geht Sarah Hutton (University of York) am Beispiel der Werke Anne Conways nach. Dem cartesianisch geprägten Diskurs widmet sich Marie-Frédérique Pellegrin (Université Jean Moulin Lyon 3), die betont, dass die philosophische Auseinandersetzung mit der weiblichen Neugier zu einer Verschiebung traditioneller Argumente führte. Ihre Analyse der Werke von Malebranche und Poulain de la Barre ergibt, dass Neugier nicht nur als natürlich und notwendig angesehen, sondern auch sowohl Männern als auch Frauen zugeschrieben wurde. Christophe Martin (Université Paris Sorbonne) führt aus, dass in Frankreich der Jansenismus jedoch zu einer Reaktivierung religiös-christlicher Ansichten über die Neugier als gefährliches Laster geführt habe. Im Zeitalter der Aufklärung wurden seiner Erkenntnis nach der Wissbegier von Frauen enge Grenzen gesetzt, zum Beispiel von Fontenelle, der Frauen nur die Position eines Schülers zugestand. Adeline Gargam (Institut d’Histoire de la Pensée Classique, Lyon) betont aber, dass Frauen die „culture of curiosity“ (197) auf allen Gebieten praktizierten. Sie zählt in Paris 29 Kuriositätenkabinette mit 250 bis 1.200 Stücken, drei Kabinette zur Konservierung von Kuriositäten sowie eines zu deren Herstellung (199, Tabelle), die zum größten Teil bürgerlichen Frauen gehörten. Gargam unterstreicht, dass die Sammlerinnen, Forscherinnen und Präparatorinnen wie kulturelle Agenten wirkten und zur Demokratisierung von Wissen beitrugen. Der Sammlung Margaret Cavendish Bentincks wendet sich Beth Fowkes Tobin (University of Georgia) zu. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass die Duchess of Portland zum einen in der Tradition ihrer adeligen Herkunft Vögel, Pflanzen etc. sammelte, jedoch zum anderen eine Muschelsammlung besaß, die sie selbst ordnete und gemeinsam mit Naturforschern klassifizierte. Neil Kenny (All Souls College, Oxford University), der 2004 eine Monographie über den „Gebrauch der Neugierde“ vorgelegt hat, legt dar, dass Neugierde in der Frühen Neuzeit nicht als absoluter Begriff, sondern immer in Relation zu gesellschaftlichen Variablen wie Status, Geschlecht etc. verwendet wurde. Anhand von Dissertationen, die in der Frühen Neuzeit an deutschen Universitäten verteidigt wurden, und französischen Texten kommt er zu dem Ergebnis, dass das Dekorum jeweils in seinem spezifischen Kontext zu beachten ist. Kenny hebt hervor, dass der Begriff *curios* im Deutschen meist im Zusammenhang mit *galant* verwendet wurde, um jene zu charakterisieren, die über ausländische (französische) Mode, Kosmetika, Stoffe und Spiele Bescheid wussten.

Ebenso wie der Einleitung sind allen Beiträgen kurze Bibliographien der verwendeten Quellen und Forschungsliteratur beigelegt, und ebenso wie die Einleitung sind alle Beiträge nicht nur gut lesbar, sondern überaus anregend und informativ. Sie dienen

der *libido sciendi*, da sie Lust auf weitere Forschungen zu Neugier, Wissensdurst und letztlich Wissensmanagement in der Frühen Neuzeit machen.

Pauline Puppel, Aumühle

Gindhart, Marion / Hanspeter *Marti* / Robert *Seidel* (Hrsg.), Frühneuzeitliche Disputationen. Polyvalente Produktionsapparate gelehrten Wissens, Köln / Weimar / Wien 2016, Böhlau, 364 S. / Abb., € 50,00.

Dass in den letzten Jahrzehnten der hartnäckige Mythos erstarrter frühneuzeitlicher Universitäten vielfach widerlegt worden ist, liegt nicht zuletzt an Hanspeter Marti, der unermüdlich das Disputationswesen erforscht. Er ist im vorliegenden Band auch gleich mit zwei Beiträgen vertreten (neben seinen Aufgaben als Herausgeber und seiner Mitwirkung an der Einleitung). Seit einigen Jahren schon hat er eine interdisziplinäre Gruppe von Wissenschaftlern um sich geschart, die aus unterschiedlichen Perspektiven frühneuzeitliche Disputationsschriften erschließen, die scheinbare Sprödigkeit des Materials aufbrechen und so eine zentrale gelehrte Massenquelle für sehr verschiedene Fragestellungen fruchtbar machen. Dadurch werden faszinierende Einblicke in die Kommunikationskultur an frühneuzeitlichen Hohen Schulen möglich, in eine Kommunikationskultur – so muss man betonen –, die wesentlich durch das Lateinische geprägt war. Experten für das Neulateinische sind heutzutage selbst in der Frühneuezeitforschung rar geworden. Umso dankbarer darf man einen Band in die Hand nehmen, dessen Autorinnen und Autoren sich ganz selbstverständlich in die Masse lateinischer Schriften begeben.

Allerdings bildet die zentrale, titelgebende These des Bandes, dass Disputationen polyvalente Produktionsapparate gelehrten Wissens waren, nur eine grobe Klammer der insgesamt elf Beiträge. In diesem Punkt stapeln die Herausgeber/-innen tief, denn die These lässt sich ja schwerlich bestreiten, ist aber auch wenig aussagekräftig, zumal die Grenzen dieser Funktionsvielfalt nicht explizit erfragt werden. Was die Beiträge liefern, ist mehr. Die einzelnen Fallstudien, die in chronologischer Ordnung die Zeit vom Anfang des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts umspannen, thematisieren, wie Wissen in dem offenbar sehr flexiblen Rahmen von Disputationen organisiert werden konnte. Erahnen lässt sich so, wie Disputationen im akademischen Alltag eingebunden waren und das Denken und die Praktiken auch über die gelehrten Einrichtungen hinaus prägten.

Angedeutet wird das nur in der Einleitung, die allerdings einen sehr nützlichen, umfassenden, thematisch geordneten bibliografischen Überblick über Forschungen zu Disputationen bietet. Einen dezidiert methodischen Zugang schlägt dann, wie gewohnt, Marian Füssel mit einer praxeologischen Deutung der Multifunktionalität und Wandelbarkeit des Disputationsakts vor. Ulrich Schlegelmilch rekonstruiert minutiös ein Leidener Disputationskolleg um 1605 und kann damit wichtige Aspekte der Einübung und Anwendung dieser zentralen gelehrten Wissenspraktik aufzeigen. Mit Hilfe von Disputationen wurde inhaltliches Grundlagenwissen vermittelt, die Technik des Disputierens eingeübt und auch ein generell „disputatorisch strukturierter Gedankenprotokoll“ verfestigt, über das dann auch andere gelehrte Gattungen (*observationes* oder *loci communes* etwa) geprägt und angeeignet wurden. Über die Technik des Disputierens konnte also, darf man folgern, tradiertes Wissen mit neuem Erfahrungswissen verknüpft werden.

Kamen in den beiden Beiträgen von Füssel und Schlegelmilch zur Praxis des Disputierens sehr unterschiedliche Quellen zum Einsatz, vermessen die folgenden Beiträge

die funktionale Bandbreite von vor allem gedruckten Disputationen. Anhand von Disputationsdrucken zur Frage der Souveränität kann Michael Philipp zeigen, dass der „Standardfall“ eines Lehrer-Schüler-Verhältnisses – der gelehrte Präses ist der eigentliche Urheber oder gar Autor der Thesen, die vom studentischen Respondenten präsentiert werden – nur eine von vielen Konstellationen ist: Disputationen konnten von beiden Akteuren je nach Umstand inhaltlich und sozial sehr variabel gestaltet werden. Dies verweist noch einmal eindringlich darauf, dass es sich bei Autorschaft um ein soziales, relationales Phänomen handelt, wobei die Rollen des Opponenten und anderer Akteure noch hinzugedacht werden müssen. Auch Sabine Schlegelmilch belegt den Wert einer genauen Kontextualisierung und betont, dass Disputationen nicht als Medien einer nur konservierenden Wissensvermittlung angesehen werden können. Am Beispiel eines Marburger medizinischen Disputationsdrucks von 1663 verdeutlicht sie, dass sowohl neue Theorien (cartesianische Physiologie) als auch ärztliches Erfahrungswissen Eingang fanden in Disputationen und diese dann wiederum für ärztliche Praktiken warben. Auch in anderen Beiträgen wird die große Bedeutung von Disputationen für die Verbreitung neuer Positionen (vor allem des umstrittenen Cartesianismus) nachgezeichnet: Raimund B. Szduj etwa zeigt sie am Beispiel einer Disputation über die Tierseele am Bremer Gymnasium illustre. Bernd Roling hingegen, der sich dem Rudbeckianismus widmet (in dem das antike Atlantis und überhaupt der Ursprung aller antiken Überlieferungen in Schweden gesehen wurde), sieht im Disputationswesen (das Sozialgeflecht in- und außerhalb der Universität eingeschlossen) ein zentrales Instrument der „institutionellen und intellektuellen Perpetuierung“ (215) – allerdings auch, weil beständig neues Gedankengut integriert wurde.

Zwei Beiträge belegen, wie Disputationen weit über den ritualisierten universitären Geltungsbereich hinaus Bedeutung erlangten, weil sie mit anderen Medien und Akteuren verbunden waren. So arbeitet Tanja van Hoorn anhand der berühmten Hallenser Hexen-Dissertationen von Thomasius und Hoffmann zwei sehr unterschiedliche Positionierungen in einer breiten öffentlichen Debatte heraus. Urs B. Leu zeigt die Einbindung von Johannes Gessners paläontologischen Dissertationen in einen internationalen erdgeschichtlichen Diskurs.

Die drei abschließenden Beiträge schließlich widmen sich Dissertationen als Quellen für universitäre Fächer, die zum Inbegriff von Traditionsverhaftetheit wurden und schon bei den Zeitgenossen in der Kritik standen, betonten aber gerade die Aktualisierungsleistungen der Traditionsbindung. Hanspeter Martin untersucht eine Basler Dissertation im Hinblick auf das akademische Grundfach der Rhetorik im 18. Jahrhundert. Mit der Rhetorik befasst sich auch Robert Seidel, der eine Jenaer Dissertation vor dem Hintergrund der Karrierechancen von Absolventen im Verwaltungsapparat betrachtet. In einem Überblick zu Dissertationen im Bereich der *historia literaria* an deutschen Universitäten und dann speziell an der Zürcher Hohen Schule umreißt Hanspeter Marti schließlich die Geschichte dieses Unterrichtsfaches.

Der Band versteht sich – entgegen dem allgemeinen Titel – nicht als systematisierendes Überblickswerk, sondern als Werkschau eines lebendigen Forschungskontextes, die zu weiteren Untersuchungen anregen soll. Im Detail und in der Summe gelingt den Beiträgen genau das, indem sie zeigen, welches Potential im frühneuzeitlichen Disputationswesen steckt.

Sebastian Kühn, Hannover

Dinges, Martin / Kay P. Jankrift / Sabine Schlegelmilch / Michael Stolberg (Hrsg.), Medical Practice, 1600–1900. Physicians and Their Patients (Clio Medica, 96), Leiden / Boston 2016, Brill / Rodopi, XII u. 359 S. / Abb., € 115,00.

Nicht nur die therapeutische Versorgung in Krankenhäusern, sondern auch das Angebot ärztlicher Praxen, insbesondere auf dem Lande, steht heute angesichts wachsender Engpässe im Fokus der Öffentlichkeit. Lange Zeit rühmte die Medizingeschichtsschreibung das moderne therapeutische Angebot, während sie rückblickend, von größeren Städten abgesehen, ein weitgehendes Fehlen ärztlicher Versorgung bis in das 19. Jahrhundert hinein behauptete. Francisca Loetz, Sabine Sander und andere traten dieser verkürzten, nur akademische Heiler berücksichtigenden Sicht bereits in den 1990er Jahren entgegen. Die Hospital- und Krankenhausgeschichte ging seitdem neue Wege. Ebenso setzte eine intensive Forschung zur bis dahin weitgehend vernachlässigten ambulanten Krankenversorgung ein. Zu diesem Thema besteht nun bereits seit über zehn Jahren ein gemeinsames wissenschaftliches Projekt, das insbesondere vom Institut für Geschichte und Ethnologie der Universität Innsbruck und dem Institut für Medizingeschichte der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart getragen und durch Drittmittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützt wird. Das Vorhaben widmet sich Arztpraxen im deutschsprachigen Raum, und zwar interdisziplinär, regional vergleichend und vor allem quellennah. Anknüpfend an den Aufruf des bekannten Medizinhistorikers Erwin H. Ackerknecht zu einem „Behaviorist' Approach“ in der Medizingeschichte vor inzwischen 50 Jahren, fragen die einbezogenen Forscherinnen und Forscher nach dem Arbeitsalltag des akademisch oder handwerklich ausgebildeten praktischen Arztes, seinem Aufschreibesystem, dem Arbeits- bzw. Behandlungsort, seinen therapeutischen Vorlieben und seinen Verordnungen ebenso wie nach der Zahl, Zusammensetzung und Herkunft der Patientinnen und Patienten, ihren (räumlichen und sozialen) Wegen zu einem Heiler, ihren Leiden und ihrer Einstellung zur Medizin.

Der vorliegende englischsprachige Sammelband, der auf einer Stuttgarter Tagung (2012) basiert, stellt bereits die zweite gemeinsame Publikation nach dem (2008 erschienenen) deutschsprachigen Band „Arztpraxen im Vergleich: 18.–20. Jahrhundert“ dar. Da die Fragestellungen und ersten Ergebnisse auch für die nichtdeutschsprachige Forschung hoch spannend sein dürften, haben die Herausgeber und die Herausgeberin, Martin Dinges, Kay Peter Jankrift, Michael Stolberg und Sabine Schlegelmilch, sicher gut daran getan, zum Englischen zu wechseln, auch wenn dadurch notgedrungen der besondere sprachliche Duktus der ärztlichen Aufzeichnungen ein Stück weit verloren geht.

In dem vorzustellenden Sammelband werden acht Projekte zu städtischen und ländlichen Arztpraxen (mit Forschenden aus Berlin, Bern, Ingolstadt, Innsbruck/Bozen, Stuttgart, Würzburg und Zürich) im Zeitraum vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Fin de Siècle von 20 Autorinnen und Autoren vorgestellt. Dazu haben die Herausgeber eine sehr gelungene Zweiteilung gewählt. Im ersten Teil haben sich jeweils mehrere Fachleute, und zwar zumeist aus unterschiedlichen Ländern und für verschiedene Epochen, zusammengefunden, um Einzelstudien unter zentralen Fragestellungen auszuwerten. Volker Hess und Sabine Schlegelmilch fragen nach den unterschiedlichen Aufschreibeverfahren, ihrer Herkunft („Observationes“) und den Konsequenzen, die diese durch den Arzt „gefilterten“ Quellen für die historische Auswertung haben. Marion Baschin, Elisabeth Dietrich-Daum und Iris Ritzmann gehen Hinweisen auf das Arzt-Patienten-Verhältnis zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert nach. Die Klientel kam überwiegend in das Haus des Arztes, wobei das Gespräch (nicht zuletzt über diätetische Fragen) durchgängig große Bedeutung besaß. Besonders interessant ist die

Feststellung, dass lange Zeit Männer als Patienten überwogen. Die insbesondere seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wachsende Nachfrage von Frauen war allerdings weniger dem Thema „Geburtshilfe“ geschuldet als vielmehr einer allgemeinen Medikalisierung des weiblichen Körpers (Menstruation, Menopause). Besonders überraschend sind zugleich die relativ hohen Fallzahlen bei der Behandlung von Säuglingen und Kleinkindern bzw. von alten und sehr alten Menschen – zwei Patientengruppen, die herkömmlicherweise eher als klein angesehen wurden. Arztpraxen als kleine Betriebe, die auch ökonomisch bestehen mussten, nehmen Philipp Klaas, Hubert Steinke und Alois Unterkircher in den Blick. Während der Laienheiler aus dem Thurgau meist die Kranken zu Hause besuchte, hatten die meisten (akademischen) Mediziner seit dem 17. Jahrhundert in ihrem Wohnhaus spezielle Behandlungsräume. Zudem gab es in den Polikliniken zumeist einzelne Krankenbetten für ihre Patienten. Der tägliche Besucherandrang hielt sich mit etwa 6 bis 10 Patienten pro Tag allerdings in Grenzen. Wichtig für den Arzt waren zusätzliche Einkünfte, vor allem durch den Arzneimittelverkauf. Annemarie Kinzelbach, Stephanie Neuner und Karen Nolte schauen genauer auf Diagnosen und Therapien im praktischen Arztbetrieb. Bedeutend blieb bis in das 19. Jahrhundert hinein die Humoralpathologie einschließlich der Lehre von den Affekten, wobei die „Diagnose“ sowohl durch Konversation (mit einer Unterhaltung über den Lebensstil) als auch durch eine Einschätzung der Körperkonstitution (Haut, Statur) erfolgte. Neben Harnschau, Blutuntersuchung und Palpation spielte insbesondere die Messung des Pulses (seit dem späten 17. Jahrhundert war dies mit einer Uhr möglich) eine große Rolle. Der Arzt begleitete seine Kranken zumeist bis zum Tode. Interessant ist, dass viele Familien eine Autopsie vor der Beerdigung wünschten. Ruth Schilling und Kay Peter Jankrift stellen die Arztpraxis in den Kontext von Religion, Familie, Politik und Wissenschaft. Bemerkenswert dabei ist vor allem, dass die Konfessionszugehörigkeit so gut wie keine Rolle spielte, allerdings konnten praktizierende Ärzte durchaus in einen Konflikt zwischen ihrer Verbundenheit mit der Gemeinde und den wissenschaftlichen Lehren der Zeit geraten. Im Ergebnis wird deutlich, dass sich die Unterschiede zwischen studierten und handwerklich ausgebildeten Mediziner durch den Blick auf die Quellen ebenso relativieren wie die Vorstellung einer stetig wachsenden Professionalität.

Im zweiten Teil des Bandes werden die gewonnenen Erkenntnisse an Einzelbeispielen veranschaulicht und vertieft. Sabine Schlegelmilch stellt die Praxis eines Arztes und Astrologen des 17. Jahrhunderts in Berlin und Zerbst vor: Johannes Magirus. Annemarie Kinzelbach, Susanne Grosser, Kay Peter Jankrift und Marion Ruisinger analysieren gemeinschaftlich die „Observationes“ des Nürnberger Arztes Johann Christoph Götz um 1700. Das Porträt des „mobilen“ Praktikers Johann Friedrich Glaser, Stadtarzt in Suhl im 18. Jahrhundert, zeichnet Ruth Schilling. Stephanie Neuner und Karen Nolte stellen die bislang noch wenig erforschten frühen Polikliniken vor, wo vor allem Studenten bei der Behandlung armer Patienten praktische Erfahrungen gewinnen konnten. Dem Laienheiler Gottfried Wachter im schweizerischen Hugelshofen am Bodensee widmen sich Alois Unterkircher und Iris Ritzmann. Praxen des 19. Jahrhunderts sind Thema bei Lisa Gafner (zum Schweizer Arzt Caesar Adolf Bloesch in Biel), Elisabeth Dietrich-Daum, Marina Hilber und Eberhard Wolff (zu Franz von Ottenthal aus Tirol – die Auffindung seiner Praxisjournale gab den Anstoß zum Gesamtprojekt) und Marion Baschin (zur homöopathischen Praxis von Friedrich von Bönninghausen in Münster).

Die Journale des Arztes Franz von Ottenthal wurden Ende der 1990er Jahre auf einem Dachboden gefunden. Dies war ein Glücksfall; allerdings bedurfte es einer adäquaten

Auswertung des Schatzes, die mit diesem länderübergreifenden Projekt hervorragend gelungen ist.

Christina Vanja, Kassel

Häberlein, Mark, Aufbruch ins globale Zeitalter. Die Handelswelt der Fugger und Welser, Darmstadt 2016, Theiss, 256 S. / Abb., € 24,95.

Mythen und überzogene Einschätzungen zu gleichsam sagenhaften Unternehmungen der Fugger und Welser im Gewürzhandel und bei der Kolonialisierung im 16. Jahrhundert finden sich in manchem Beitrag der älteren Forschungsliteratur. Mit der vorliegenden Darstellung macht Mark Häberlein eine Bestandsaufnahme des aktuellen Forschungsstands und versucht, die Rolle der Fugger und Welser im interkontinentalen Handel herauszuarbeiten sowie den Erfolg ihrer außereuropäischen Unternehmungen zu bewerten. Demnach partizipierten die Augsburger Handelshäuser am interkontinentalen Handel vorwiegend indirekt durch die Bedeutung der von ihnen vertriebenen Produkte (Erze, Tuche, Gewürze) für das Funktionieren der interkontinentalen Tauschbeziehungen.

Wenngleich also das außereuropäische Engagement der Augsburger Handelshäuser deutlich weniger bedeutsam war, als in der Vergangenheit teilweise dargestellt, so kann Häberlein doch herausarbeiten, dass die Fugger und Welser mit ihren jeweiligen Handels- und Finanzierungsschwerpunkten – die Fugger mit Kupfer, Silber und Quecksilber, die Welser hingegen mit dem Gewürzhandel, beide gemeinsam als wichtige Finanziers des Kaisers und der spanischen Krone – auf durchaus bedeutende Weise am interkontinentalen Handel teilhatten. Die von ihnen gehandelten Güter waren entscheidend für den Aufbau eines kontinuierlichen interkontinentalen Handels, da sie sowohl als Tauschmittel dienten (Kupfer, Silber) bzw. wichtige Rohstoffe zum Erzabbau bildeten (Quecksilber). Über den Gewürzhandel in Europa wurden die in Asien eingetauschten Güter schließlich europaweit vertrieben. Darüber hinaus engagierten sich die Fugger und Welser mit wechselndem Erfolg auch in außereuropäischen Handelsaktivitäten: So finanzierten beide Häuser bereits am Beginn des 16. Jahrhunderts eine Flotte zum Gewürzeinkauf in Indien mit. Anschließend investierten die Welser in den Zuckeranbau auf Madeira und auf Hispaniola, wo sie für rund zwanzig Jahre sogar eine Zuckermühle besaßen. Nicht zuletzt finanzierten die Welser ab 1528 auch ein Kolonialisierungsunternehmen in Venezuela, das ihnen viele Privilegien einbrachte, dem letztlich aber kein großer Erfolg beschieden war. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beteiligten sich die Fugger und Welser eine Zeit lang am Gewürzimport aus Asien. Schließlich zeigten sich ihre weitgespannten Interessen auch darin, dass sie Nachrichten sammelten (Fugger) bzw. Kartenwerke in Auftrag gaben (Welser). Nicht zuletzt reichen Verbindungen durch Angestellte und Mittelsmänner der Unternehmen bis nach Indien.

Häberlein gelingt es, in dem Buch eine Vielzahl unterschiedlicher Aspekte zu beleuchten, die mit der zunehmenden interkontinentalen Vernetzung im 16. und 17. Jahrhundert zusammenhängen. Ohne sich zu sehr in Details zu verlieren, schildert er die Bedeutung beider Handelshäuser im interkontinentalen Handel anhand anschaulicher Beispiele. Dadurch ist das Buch auch für Leser außerhalb der engeren Forschungswelt gut lesbar. Der Anmerkungsapparat ist bewusst knapp gehalten, enthält aber Verweise auf die aktuelle Forschungsliteratur zur Vertiefung der behandelten Themen. Abbildungen aus zeitgenössischen Quellen bzw. Karten runden das auch optisch ansprechende Buch ab.

Oswald Bauer, Kastelruth

Tene, Ran, Changes in Ethical Worldviews of Spanish Missionaries in Mexico. An Ethical Transition from Sight to Touch in the 16th and 17th Centuries (European Expansion and Indigenous Response, 15), Leiden / Boston 2015, Brill, XI u. 162 S. / Abb., € 93,00.

Die „spirituelle Eroberung“ Mexikos und die Reaktionen der indigenen Bevölkerung darauf stellen seit langem ein fesselndes Thema der historischen und interdisziplinären Forschung dar. Zunächst befasste sich die auf der Nahuatl-Sprache basierende Forschungsrichtung der „new philology“ damit, später folgte ihr die „new conquest history“, die sich in besonderem Maße der intellektuellen (z. B. Übersetzung), wissenschaftlichen (z. B. Kartographie), künstlerischen (z. B. Theater) und ökonomischen (z. B. Geldverleih) Rolle der Indigenen in religiösen Kontexten widmete. Eine weitere Säule der „new conquest history“ ist die Lektüre und Neuinterpretation bekannter Primärquellen aus neuen, interdisziplinären Blickrichtungen. Diesen Ansatz verwendet auch Ran Tene in seiner unter dem Titel „Changes in Ethical Worldviews“ veröffentlichten Dissertation.

In seiner Arbeit, die Methoden der „intellectual history“ und der Literaturwissenschaft miteinander kombiniert, führt Tene Kategorien zur Unterteilung der Schriften zweier bekannter Franziskanermönche, Toribio Motolinía (1482–1568) und Juan de Torquemada (1562–1624), ein. Tenes Ziel ist es, einen Wandel in der religiösen Praxis von der Beobachtung aus der Distanz im 16. Jahrhundert hin zur Interaktion mit Objekten im 17. Jahrhundert aufzuzeigen. Beim ersteren Modell „führt die richtige Sichtweise der Welt zur Wahrheit“ („the way to truth is through the right way of seeing the world“), wohingegen beim letzteren „die Kenntnis der Wahrheit mit körperlicher Anstrengung und Kontakt mit Gegenständen verknüpft“ ist („knowledge of the truth is related to physical effort and contact with material“, 14 f.).

In drei Kapiteln zuzüglich einer Einleitung und einer Schlussfolgerung untersucht Tene, inwiefern Themen wie Konversion und religiöse Integrität (Kap. 1), ethische Weltanschauungen (Kap. 2) und Berichte über Grausamkeit in der Mission (Kap. 3) durch Motolinía und Torquemada (unter anderen Franziskanern, z. B. Landa, Mendieta, Olmos und Sahagún) unterschiedlich dargestellt wurden. Das Buch ist weder eine Sozial- oder Kulturgeschichte der Konversion in Neuspanien noch unternimmt Tene den Versuch, persönliche, politische oder soziale Beweggründe in seine Untersuchung einzubeziehen. Stattdessen konzentriert er sich auf schriftliche Zeugnisse in Form gedruckter Quellen und wählt nach eigener Aussage eine „ahistorische und reduktionistische“ („ahistorical and reductionist“, 19) Herangehensweise. Die Quellen mögen wohlbekannt sein, jedoch findet Tene darin viele unvertraute, pointiert formulierte Stellen, die bisher nicht eingehend untersucht worden sind.

In der Tat zeigt Tene Zitatauswahl, wie sehr Motolinías Aufmerksamkeit aus der Ferne betrachteten religiösen Symbolen galt (z. B. Kreuzen, welche diejenigen heilten, die sie betrachteten). Tene kontrastiert diese mit Torquemadas Überlegungen zu körperlicher Interaktion, ja sogar mit dem Verzehr religiöser Objekte (z. B. dem Verzehr eines Stückes vom Kreuz zwecks Krankenheilung). Beim ersten Fall spricht Tene von einer „Ethik des Sehens“ („ethics of sight“), bei der die Wahrheit sich von abstrakten und ewig gültigen Normen herleitet. Beim zweiten Fall ist eine „Ethik des Besitzens“ („ethics of ownership“) kennzeichnend für einen auf „Fleisch und Taten“ („flesh and deeds“, 74) basierenden Realismus. Aus dieser Analyse zieht Tene die erkenntnisreiche Schlussfolgerung, dass Motolinía den aus der Distanz betrachteten öffentlichen Raum betont, während Torquemada eine größere Nähe von Objekten und Personen in geschlossenen, privaten Räumen beschreibt.

Treffend ausgewähltes Bildmaterial aus der John Carter Brown Library und Fußnoten auf Spanisch und Englisch bieten viele Ansatzpunkte für zukünftige Untersuchungen. Beispielsweise wäre es interessant, zu untersuchen, ob und inwieweit sich Tenes Schlussfolgerungen auch aus anderen Quellenarten (z. B. Briefen, Katechismen, Missionsberichten und Inquisitionsfällen) herleiten lassen und ob dasselbe für die franziskanischen Missionare in anderen Teilen Lateinamerikas gilt, etwa für Lima in Peru. Darüber hinaus könnte die Einbindung dieser Studie in die wachsenden Forschungsfelder der „sensory history“, der Erforschung religiöser Räume oder der missionarischen Wissensproduktion weitere Möglichkeiten zur interdisziplinären Diskussion eröffnen.

Kurz: Tene gelingt es, die komplexen Unterschiede zwischen den ethischen Standpunkten der Franziskanermönche in Mexiko darzulegen und einen Beitrag zur Geschichte der „spirituellen Eroberung“ zu leisten.

Laura Dierksmeier, Tübingen

Heinemann, Olav, Das Herkommen des Hauses Sachsen. Genealogisch-historiographische Arbeit der Wettiner im 16. Jahrhundert (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 51), Leipzig 2015, Leipziger Universitätsverlag, 474 S. / Abb., € 80,00.

Olav Heinemanns die gedruckte Fassung seiner Dissertation darstellende Monographie behandelt die sich mit dem Ursprung der Wettiner befassenden genealogischen Entwürfe, die unter der Ägide der sächsischen Kurfürsten entstanden sind. Der Untersuchungszeitraum reicht vom ausgehenden 15. bis zum späten 16. Jahrhundert. Dabei geht es nicht darum, den „Wahrheitsgehalt“ der betrachteten genealogisch-historischen Arbeiten zu ermitteln, sondern diese in ihrer „Fiktionalität“ und als „Konstruktionen“ zu erfassen, um so den „ihnen zugrundeliegenden Vorstellungen, Denkweisen und Konzepten“ auf die Spur zu kommen (16). Die Konstruktionsleistung der Genealogen erfolgte in einem Spannungsfeld zwischen Politik und Gelehrsamkeit: Ihre Werke entstanden durchgängig im Auftrag wettinischer Herrscher, die sich in einer „Prestigekonkurrenz“ mit anderen fürstlichen Häusern und Höfen befanden. Diese äußerte sich in einem Überbietungswettbewerb auf dem Feld der Anciennität, das heißt in dem Zwang, eine Dynastie möglichst weit und lückenlos in agnatischer Folge aus der Vergangenheit abzuleiten (41 f., 89–93). Die Studie fragt also auch nach den „verschiedenen Formen“ politischer „Instrumentalisierung“ genealogischer Entwürfe durch das Haus Sachsen (12).

Auf der anderen Seite stellt Heinemann die Normen, Konventionen und Techniken der humanistischen Gelehrten dar, denen die Erstellung solcher Werke aufgegeben war. In der sorgfältigen und sehr konkreten Nachzeichnung genealogisch-historiographischer Arbeitsweisen liegt die besondere Stärke des Buches. Von großer Bedeutung ist dabei der zeitgenössische Stellenwert einer möglichst breiten Quellenbasis. Die diesbezügliche Recherche vollzog sich in einem dichtgeknüpften Korrespondenznetzwerk von Humanisten (66–87, 104 f.). Der erreichten Materialfülle stand jedoch keine quellenkritische Methodik gegenüber, die inhaltliche Widersprüche aufgelöst und so Kohärenz hergestellt oder auch nur angestrebt hätte. Dies führte zu einem Variantenreichtum, der die Rekombination unterschiedlicher Versionen erlaubte und damit die Grundlage für die kreativen Lösungen der Genealogen beim Nachweis dynastischer Kontinuität – und insofern auch für deren politische Opportunität – bereitstellte (98–102, 284–294, 321–323). Überlieferungs- und Lesefehler und kühne etymologische Herleitungen erleichterten die Konstruktion von Ahnenreihen zusätz-

lich (142–146, 152 f.). Bisweilen wurden gegensätzliche Auffassungen kurzerhand in eine historische Sequenz gebracht, so dass sie beide gleichermaßen Geltung beanspruchen konnten (257 f.).

Im Detail führt Heinemann dies in zwei Hauptkapiteln aus, deren erstes sich den genealogischen Bemühungen unter den ernestinischen Kurfürsten, das heißt von 1486 bis zum Verlust der Kurwürde 1547, widmet und sich auf die einschlägigen Beiträge Georg Spalatins konzentriert. In diesem Abschnitt zeichnet Heinemann minutiös dessen mäandernde Versuche nach, die agnatische Ahnenreihe der Wettiner bis zu Widukind und teilweise darüber hinaus zu führen, bis schließlich die Ableitung in seiner „Chronica“ von 1541 „kanonisch“ wird (114). Nach einer Schilderung der Rolle der Verwandtschaft mit den Ottonen und der *origo gentis* der Sachsen innerhalb der genealogischen Konzeptionen der Ernestiner stellt Heinemann drei Anwendungsbereiche des mühsam erarbeiteten Wissens vor: die Heraldik – vor allem hier spielt der üppige, farbige Abbildungsanhang seine Stärke aus (325–370) –, die Amtsvorgänger- bzw. Ahnengalerien in den Schlossbauten und schließlich den Flugschriftenstreit von 1540/41 um die Anciennität des eigenen Geschlechts mit dem welfischen Herzog Heinrich dem Jüngeren.

Das zweite, wesentlich kürzere Hauptkapitel behandelt die genealogischen Entwürfe unter den drei ersten albertinischen Kurfürsten, also die Jahre von 1547 bis 1591. Die zentrale Rolle spielte der Gelehrte Petrus Albinus, der die Ahnenreihe rückwärts bis in die Zeit vor Christi Geburt verlängerte, was sich schließlich in der 1591 vollendeten Ahnengalerie im „Langen Gang“ niederschlug und so laut Heinemann wiederum „kanonisch“ (295) wurde. Die Gliederung in zwei separate Abschnitte für je eine der beiden wettinischen Linien erlaubt es Heinemann, noch einmal die politische Funktion der Genealogie zu betonen. Diese zeigt sich etwa in der zielgerichteten „Aneignung der Ahnen“ durch die albertinische Übernahme der wettinischen Grablagen (232 f.) und im bewussten Übereinanderblenden der Reihe ernestinischer Amtsvorgänger mit der albertinischen Ahnenreihe, welche den Zäsurcharakter des Übergangs der Kurwürde camouflieren sollte (268 f.).

Vor seinem Fazit schiebt Heinemann noch Überlegungen zu den „drei Körpern des Fürsten“ ein (303–316, 371), ohne dass jedoch ein echter Ertrag dieser Kantorowicz-Ergänzung für die weitere oder auch seine eigene Forschung sichtbar wird. So bleibt in dieser Trias etwa die Zuordnung der Ahnentafel uneindeutig (vgl. 307 f. mit 311, Anm. 50). Der Gewinn von Heinemanns Ausführungen liegt ohnehin wesentlich in der detaillierten Schilderung der genealogischen „Bricolage“ (204), als die sich das ständige Umschreiben und Umdeuten von Verwandtschaftsableitungen fassen lässt. Indem der Verfasser unermüdlich eine Fülle von Varianten vorstellt, auf ihre Quellen und Belege hin abklopft und in ihrer politischen Verwertbarkeit evaluiert, macht er deutlich, wie sehr ausgerechnet die methodische Offenheit und Unschärfe der genealogischen Wissensordnung und der Wissenspraktiken die Voraussetzung für die Produktivität und Relevanz genealogischen Arbeitens in der frühen Neuzeit bildete. Ohne jeden Zweifel lohnt dies die Lektüre.

Allerdings bietet das Buch kein reines Lesevergnügen. Ein erneuter redaktioneller Durchgang hätte ihm gutgetan und etwa die Grammatikfehler vermeiden helfen (u. a. 66, 128, 137, 271). Kleinere Ungenauigkeiten im Hinblick auf die Abbildungen (239 f. ein fehlender Hinweis auf Abb. 55–59) fallen weniger ins Gewicht. Irritierend ist generell der Gebrauch der Fußnoten. Das betrifft nicht so sehr das Vorhandensein lässlicher Einzelfehler als die durchgängige Angewohnheit, in den Anmerkungen nicht einfach nur die Belege aus der Sekundärliteratur bibliographisch nachzuweisen,

sondern die einschlägigen Passagen wörtlich zu zitieren, so dass der Apparat gewaltigen Umfang annimmt (vgl. z. B. 56 f. u. 310 f.). Bisweilen ist der thematische Bezug zwischen Fließ- und Fußnotentext, bisweilen der Mehrwert einer Anmerkung überhaupt unklar (z. B. 306, Anm. 19); mehrmals findet man in den Fußnoten nahezu identische Ausführungen (so 43 f., Anm. 114, u. 46, Anm. 137, bzw. 172, Anm. 135, u. 183, Anm. 214). Es gibt also einen den Haupttext begleitenden laufenden Auszug aus der Sekundärliteratur ohne erkennbaren Zusatznutzen. Er bildet eine weitere Schicht von Nachweisen und Kontextualisierungen, die wohl der zusätzlichen Absicherung der Aussagen Heinemanns dienen soll. Diese Praxis erweckt den Anschein, der Autor selbst habe seinem eigenen Text nicht recht getraut.

Dazu aber besteht kein Anlass, denn Heinemanns Fallstudie über ein prominentes kurfürstliches Geschlecht ist ein weiterführender Beitrag zu einem Forschungsfeld, das mit dem Konstruktionscharakter, der Formbarkeit und der Funktionalisierung der frühneuzeitlichen Genealogie zugleich die Wechselwirkungen von Wissens- und Herrschaftsgeschichte untersucht.

Volker Bauer, Wolfenbüttel

Wandel, Lee Palmer, *Reading Catechisms, Teaching Religion* (Brill's Studies in Intellectual History, 250; Brill's Studies on Art, Art History, and Intellectual History, 11), Leiden / Boston 2016, Brill, XXII u. 390 S., € 136,00.

Lee Palmer Wandel legt mit ihrem in englischer Sprache erschienenen Buch eine Untersuchung von Katechismen des 16. Jahrhunderts vor, in dem sie eine multikonfessionelle Perspektive verfolgt, worin der Gewinn der Studie liegt. Zwar liegt der Schwerpunkt der im Buch insgesamt erwähnten Katechismen auf dem protestantischen Bereich, was für das Reformationsjahrhundert nicht verwunderlich ist, jedoch konzentriert sich Wandel in der Hauptuntersuchung auf die Katechismen von Petrus Canisius und Martin Luther, den Genfer Katechismus und den Heidelberger Katechismus. Mit seinem Fokus auf die konfessionelle Pluralität hebt sich das Buch im Zuge der vielfältigen Veröffentlichungen rund um das Reformationsjubiläum von 2017 deutlich und erfreulich ab.

Palmer Wandel gelingt die multikonfessionelle Ausweitung, indem sie die These von der alle Konfessionen betreffenden Medienrevolution des 16. Jahrhunderts (19) mit der These von der Glaubensrevolution verbindet und die besondere Bedeutung von Katechismen für alle Konfessionen herausstellt: „Printed catechisms both defined the ‚knowledge‘ that they say, made a person christian, and contained it. [...] In Europe, for Catholics and Evangelicals alike, the ‚knowledge‘ that defined a human being as a christian comprised texts and catechisms sought to teach those texts“ (22). Katechismen werden demzufolge als Wissensspeicher beschrieben, durch die die jeweilige Auslegungsvariante des Christseins definiert und individuelle Glaubenserfahrungen mit den konfessionellen Dogmen harmonisiert wurden und nicht zuletzt die jeweilige Konfessionskirche erst geformt wurde (27).

Palmer Wandel behandelt die Katechismustexte also nicht einfach als eine Ansammlung von Wörtern, sondern begreift sie raumtheoretisch als Worte, die in einer bestimmten Form angeordnet werden und Glaubensinhalte dadurch internalisieren und visualisieren. Diese „spatial logic of the codex“ (31) gilt es zunächst buchwissenschaftlich zu untersuchen und die vermittelten theologischen Positionen der Katechismen anschließend zu erschließen. Der raumtheoretischen Methode folgend werden sowohl die ‚Abfolge‘ der behandelten Dogmen und Texte als auch die formale Aufbereitung der einzelnen Passagen durch bestimmte Wortstrukturen wie Dialoge,

Frage-Antwort-Schemata, Gebete etc. analysiert. Auch Schriftarten, Typengrößen und Bilder sind räumliche Gestaltungselemente.

Im ersten Kapitel untersucht Palmer Wandel die vier Katechismen als physische Objekte. Material, Größe und Umfang lassen dabei auf verschiedene Verwendungszwecke schließen. Die Inhaltsverzeichnisse, die über die Reihenfolge der behandelten Themen Auskunft geben, können als eine Art Katechismus im Katechismus betrachtet werden, denn hier kann der Aufbau der Theologie in komprimierter Form bereits erschlossen werden, so Palmer Wandel.

Die Kapitel 2 bis 5 behandeln die Themen der vier Katechismen, wobei nicht der Logik eines bestimmten Katechismus gefolgt wird, eine Gefahr, die sicherlich bestanden hätte und die Palmer Wandel durch diesen Aufbau umgeht. Durch diese methodische Entscheidung wird besonders deutlich, wie die jeweilige konfessionelle Theologie den Aufbau der Katechismen bestimmt.

Kapitel 2 befasst sich mit der Darstellung des Glaubensbekenntnisses. Allen vier Katechismen gemeinsam ist die Intention, eine persönliche Glaubensbeziehung zu den Personen der Trinität und zur Kirche zu etablieren, um zu verdeutlichen, was es heißt, Christ zu sein. Canisius teilt das Glaubensbekenntnis dazu in zwölf den Aposteln entsprechende Abschnitte, während sich bei Luther eine Dreiteilung findet und Calvin ein sich über sechzehn Sonntage erstreckendes Frage-Antwort-Schema verwendet. Im Zusammenhang mit Kapitel 3 über den Dekalog, mit dem in den protestantischen Katechismen die Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen herausgestellt wird, wird deutlich, wie die Stellung der einzelnen Teile die Theologien widerspiegelt. Bei Luther beginnt der Katechismus mit den Geboten und verdeutlicht damit seine besondere Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Gesetz und Evangelium bzw. der Gnade. Calvin dagegen behandelt die Gebote nach dem Apostolikum, wodurch dem ethisch-anthropologischen Bezug seiner Theologie und der Rolle des Heiligen Geistes in der Welt Rechnung getragen wird.

Kapitel 4 und Kapitel 5 über das Herrengebet und die Sakramente thematisieren die Unterschiede zwischen dem römisch-katholischen Katechismus und den protestantischen Katechismen. So spielt bei Canisius die Marienfrömmigkeit eine tragende Rolle, denn er stellt das Ave Maria neben das Vaterunser. Christus oder Maria sprechen und bitten für den Gläubigen bei Gottvater, während der Gläubige das Gebet spricht. Dagegen wird bei Luther und Calvin und im Heidelberger Katechismus die sündhafte Natur des Menschen deutlich, der sich die Worte Christi aneignet. Die Darstellung der Sakramentenlehre wiederum verweist für die protestantischen Katechismen auf den engen Bezug auf bzw. die Herleitung aus der Schrift und macht dadurch das reformatorische Schriftprinzip besonders deutlich.

Die überraschendste Entdeckung macht Palmer Wandel in Kapitel 6 über die Verwendung von Bildern als gestaltenden und pädagogischen Elementen der Katechismen. Protestantische Katechismen enthalten von der ersten Auflage an Bilder, die oft biblische Narrative, aber auch den zeitgenössischen evangelischen Gottesdienst darstellen. Die Ausgaben von Canisius' Katechismus enthalten zunächst keine Bilder, bevor sich dies in den 1560er Jahren zu ändern beginnt. Elf emblematische Bilder werden darin verwendet: für die Kirche, für die drei Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung und für die sieben Sakramente, mithin also für definierende und zugleich nur durch Erfahrung, nicht durch Wissen zu internalisierende Elemente des Christseins als Katholik. Grundsätzlich jedoch, so Palmer Wandel, kommt dem Wort in den westeuropäischen Katechismen Vorrang vor den Bildern zu.

Wer sich mit den Katechismen des 16. Jahrhunderts beschäftigt, dem steht mit Palmer Wandels Buch zukünftig eine detaillierte Untersuchung zur Verfügung, in der nach der Herstellung des Christseins durch die konfessionsgebundenen Katechismen gefragt wird. Die untersuchten Texte richten sich an Leser und Hörer. Diese Rezipientenseite spielt in der Studie jedoch keine besondere Rolle. Nach dem Erfolg des „Glaubensmachens“ durch die Katechismen zu fragen, würde dabei schon zu weit führen. Doch auch über die Entstehungsbedingungen und die Verbreitung der Katechismen sowie über die Rezipienten erfährt der Leser kaum etwas. Es fehlt also an einer – wenigstens im Ansatz erfolgten – grundsätzlichen historiographischen Kontextualisierung. Ein offenerer und zugleich multiperspektiv angelegter Zugang hätte womöglich dahingehend weitere originelle Erkenntnisse ermöglicht, die hinausgehen über die Feststellung, dass Katechismen die verschiedenen konfessionellen Theologien in Aufbau und Inhalt wiedergeben und sich dadurch unterscheiden.

Marianne Taatz-Jacobi, Halle a. d. S.

Kramer, Sabine, Katharina von Bora in den schriftlichen Zeugnissen ihrer Zeit (Leucorea-Studien zur Geschichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie, 21), Leipzig 2016, Evangelische Verlagsanstalt, 393 S., € 48,00.

Zum 500. Geburtstag Katharinas von Bora bemerkte Martin Treu, der ehemalige Direktor der Lutherhalle in Wittenberg, der eine Biographie geschrieben und im Jahr 1999 die große Ausstellung über die Lutherin kuratiert hat, dass über ihren Anteil am Leben und am Wirken des Reformators kaum etwas bekannt sei. Katharina von Bora ist Protagonistin mehrerer mehr oder weniger anspruchsvoller historischer Romane, aber von der Forschung wurde sie kaum beachtet; vielmehr wurde sie zum Idealbild der protestantischen Pfarrfrau stilisiert. Dieser Stilisierung wendete sich jüngst die Historikerin Gabriele Jancke zu, die Katharina von Bora als „Beispiel für Genderkonzepte in Geschichtsdiskursen“ vom 17. bis zum 20. Jahrhundert entdeckt hat.

Schriftliche Quellen über Katharina von Bora sind auch das Thema der zum Reformationsjubiläum von Sabine Kramer an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig vorgelegten Dissertation. Die Theologin hat zum einen eine umfassende Zusammenstellung aller bisher bekannten Schriftquellen publiziert, deren Belegstellen im Anhang (279–350) chronologisch aufgelistet sind. Zum anderen möchte Kramer mit der Zusammenschau der Texte dazu beitragen, das tradierte Bild von Katharina von Bora als idealer Pfarrfrau, gar als – wie der Leipziger Kirchenhistoriker Junghans meinte – „einer Heiligen“ (42) zu hinterfragen und zu revidieren.

Ihre quellenbasierte Grundlagenstudie soll dazu beitragen, den Anteil der Lutherin am reformatorischen Diskurs und am Gesamtwerk Martin Luthers zu ermitteln. Die Verfasserin fragt, welchen Einfluss die Ehefrau des Reformators auf ihn bzw. die Eheleute aufeinander ausübten. Kramer untersucht darüber hinaus die Beziehung Katharinas zu den Reformatoren in Wittenberg und außerhalb von Wittenberg, um die Rolle von Luthers Gemahlin in diesem Kreis zu konturieren. Das Hauptaugenmerk liegt auf den Äußerungen von Katharinas Zeitgenossen, die es erlauben, die Fremdwahrnehmung und Instrumentalisierung der prominenten verheirateten Nonne zu erfassen.

Kramer stellt für den Zeitraum von Katharinas Klosterflucht bis zu ihrem Tod akribisch alle Belegstellen in Briefen, in den Tischreden, in der Kontroversliteratur und in weiteren schriftlichen Quellen wie Predigten, Berichten und Nachrufen zusammen. Exemplarisch untersucht sie auch erste Reformationsgeschichten und Lutherbiographien. Selbstverständlich analysiert die Theologin auch die Schreiben von Katharina

selbst; Kramer hat im Sächsischen Hauptstaatsarchiv ein bislang unbekanntes Fragment gefunden, das eindeutig der verwitweten Lutherin zugeordnet werden kann. Darüber hinaus untersucht Kramer die Reaktionen der Zeitgenossen auf die von Cranach gemalten Doppelporträts des Ehepaars.

In der Einleitung rekapituliert Kramer den Forschungsstand seit dem 17. Jahrhundert, denn erst seit etwa 300 Jahren ist Luthers Gemahlin Sujet der evangelische Theologie (15 f.). Dabei geht Kramer insbesondere auf die wissenschaftlichen und romanhaften Publikationen rund um das Jubiläum anlässlich von Katharinas 500. Geburtstag ein, aus denen sich neuere und ihre Dissertation inspirierende Fragestellungen ergeben haben. Den jeweiligen Quellengattungen ist ein Hauptkapitel gewidmet, das jeweils mit einer quantitativen Erhebung beginnt. Kramer hat beispielsweise ermittelt, dass Katharina in ca. 500 Briefen erwähnt wird; von Luther an seine Ehefrau sind bisher 21 Briefe bekannt, von Katharina an ihren Ehemann kein einziger; allerdings lassen sich Verweise finden. In der breiteren Öffentlichkeit ist bereits bekannt, dass Luther in seinen Briefen seine Ehefrau in scherzhafter Weise adressierte. Kramer betont zum einen, dass Luther auch bei anderen Adressaten vom Formular abwich, und stellt zum anderen alle Anreden Luthers an Katharina vor, so dass sich eine Steigerung ins Parodistische, aber auch Kritische ausmachen lässt (69–72). Die in den Hauptkapiteln gewonnenen Erkenntnisse bündelt Kramer im „Ertrag“ (261–277). Sie kommt zu dem Ergebnis, dass Katharinas Klosterflucht und ihre Heirat mit dem ehemaligen Mönch fast ausschließlich von der antilutherischen Kontroverseliteratur, überwiegend in Flugblättern und -schriften, instrumentalisiert wurde. Kramer weist nach, dass Luther sich nicht mit Positionen auseinandersetzte, die sich gegen seine Person richteten, folglich auch nicht auf die Invektiven gegen seine Ehefrau antwortete (199). Kramer resümiert, dass Katharina von Bora als Ehefrau des prominentesten Professors von Wittenberg ihre Rolle als Angehörige der führenden Schicht der Universitätsstadt bewusst einnahm und selbstbewusst gestaltete. Durch ihren Ehemann war sie in ein weitverzweigtes Beziehungsnetz in Wittenberg und über die Stadt hinaus eingeflochten. Innerhalb dieses Netzes nahm die Lutherin ihrer Position als Ehefrau und Hausmutter entsprechend vielfältige Aufgaben wahr, insbesondere die eigenständige Leitung des Haushalts, der sich nicht auf das Schwarze Kloster beschränkte, sondern sehr großen Landbesitz umfasste. Der wichtigen Frage nach dem Anteil Katharinas am theologischen, reformatorischen Diskurs widmet Kramer in der Zusammenfassung nur wenige Seiten. Sie arbeitet detailliert heraus, dass die Tischreden in den Editionen maßgeblich verändert und überarbeitet wurden, so dass der Anteil der Lutherin daran kaum noch valide ermittelbar ist. Kramer untermauert ältere Forschungsansichten, denen zufolge Katharina zu gelehrten und zu glaubenspraktischen Fragen eigenständige Überlegungen äußerte, da sie an dem Werk ihres Ehemannes großes Interesse hatte. Luther konnte Kramers Ansicht nach in Katharina „eine interessierte Brief- und Gesprächspartnerin erwarten“ (273), denn sie war Vertraute und Gehilfin (Ludolphy, 1961), darüber hinaus „Leib- und Seelsorgerin“ (273) des Reformators. Insgesamt kommt Kramer zu dem Ergebnis, dass Katharina von Bora dennoch nicht als evangelische ‚Heilige‘ apostrophiert werden sollte. Sie befürchtet, eine solche Apostrophierung könnte die Idolisierung der Lutherin als „Ehe- und Hausfrau, als Mutter und Pfarrfrau“ (276) befördern, statt die Glaubensorientierung der historischen Persönlichkeit in den Mittelpunkt zu stellen. Denn für die Theologin sind Katharinas persönliche Glaubenserfahrungen und ihr Mut zum existenzverändernden Lebensumbruch das Glaubensvorbild für (evangelische) Christinnen und Christen. Die Zusammenschau der schriftlichen Quellen fördert die „bleibende Forschungsaufgabe“ (276), Katharina von Bora als historisches Subjekt in ihrer Zeit zu verorten. Die Rezeption der jüngeren historischen Forschung zu Katharina von Bora,

aber vergleichend auch zu anderen Frauen der Reformation (z. B. Wunder, 2001 u. 2009; Gehrt / von der Osten-Sacken, 2015; Schattkowsky, 2016) wird dazu beitragen.

Zwei kleinere Kritikpunkte sind anzuführen: Im Unterschied zu Katharina von Bora, die nachweislich Latein zumindest in Grundzügen verstand, sind heutige Leser/-innen des Lateinischen nicht mehr zwangsläufig mächtig, so dass Kramer zum einen zitierte Passagen in den Anmerkungen übersetzt hätte wiedergeben können. Zum anderen hätte sie sich nicht die Mühe machen müssen, im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit in handschriftlichen und gedruckten Texten gebräuchliche Abkürzungszeichen den Vorlagen getreu abzubilden (z. B. 205, 213, 217), denn die stillschweigende Auflösung ist heute allgemein ebenso üblich wie die Vereinfachung von Konsonantenhäufungen (56, 351 f., Transkription des als „Brief“ klassifizierten Fragments der Supplik von Katharina aus dem Jahr 1549).

Pauline Puppel, Aumühle

Richter, Olaf, *Niederrheinische Lebenswelten in der Frühen Neuzeit. Petrus Simonius Ritz (1562–1622) und seine Familie zwischen Adel und Bürgertum (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein. Neue Folge, 3)*, Köln / Weimar / Wien 2015, Böhlau, 752 S. / Abb., € 80,00.

Nur durch intensive Lektüre erschließt sich, was man von diesem Buch hat. Weder Titel noch Untertitel werden dem vielfältigen Inhalt gerecht. Auch das Inhaltsverzeichnis vermittelt allenfalls partiell, welche Themenbereiche im Einzelnen angesprochen werden. Dabei soll betont werden, dass sich der umfangreiche Band, entstanden als Dissertationsschrift, durchaus mit Gewinn lesen lässt. Der Autor, mittlerweile Stadtarchivdirektor in Krefeld, hat eine frühere Fassung bereits im Jahr 2000 an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf zur Promotion eingereicht. Erste Ideen dazu sind seinem eigenen Bekunden nach bereits in den frühen 1990er Jahren entwickelt worden. Worum also geht es?

Die zentrale Quelle, die diesem Buch zu Grunde liegt, ist eine in lateinischer Sprache abgefasste Autobiographie, die sich im Stadtarchiv Mönchengladbach befindet. Diese von dem jülich-bergischen Regierungsrat Petrus Simonius Ritz verfasste Schrift dient als Ausgangspunkt der im Buchtitel angekündigten Erschließung historischer Lebenswelten. Allerdings hat sich der Autor dafür entschieden, nicht nur dem Alltag seiner Hauptfigur, die die Politik am Niederrhein im 16. und 17. Jahrhundert maßgeblich mitgestaltete, nachzugehen. Vielmehr sind über 250 Seiten den Lebenswegen einzelner Familienmitglieder aus verschiedenen Zweigen der Familie und der Geschichte ihrer Höfe seit dem 13. Jahrhundert gewidmet. Erst danach beginnt die Auseinandersetzung mit Petrus Simonius Ritz und seinem Lebensumfeld. Auf noch einmal etwa 50 Seiten geht es um dessen Nachkommen bis zum Jahr 1820. Die Darstellung seines Lebens ist somit in einen sehr breiten landesgeschichtlichen Kontext eingebettet, der immerhin deutlich macht, dass die Grundsteine seiner Karriere, die ihren Höhepunkt in der Nobilitierung erfuhren, durch die soziale Stellung der Vorfahren, etwa als Schöffen und Ratsherren, gelegt wurden.

Mit Blick auf den Kern des Buches finden sich interessante Passagen über den Schulalltag am Niederrhein im 16. Jahrhundert, in den konfessionelle Auseinandersetzungen einfließen. Ritz' Lebenslauf entsprechend, erfährt der Leser Wissenswertes darüber, was einen Studenten der Rechte an den Universitäten Köln, Bourges und Orléans erwartete. Wir begleiten Ritz beim Eintritt in das Schöffenkollegium des Hauptgerichts Jülich und verfolgen weitere Karriereschritte bis ins Zentrum der jülich-bergischen Macht. Ritz war als Syndikus der Landstände am Prozess gegen

Herzogin Jakobe wegen Ehebruchs beteiligt und nutzte dies als Sprungbrett, um in das Kollegium der herzoglichen Regierungsräte zu gelangen. Als Gesandter bewegte er sich zudem auf dem Feld der Außenpolitik und überlebte als katholischer Parteigänger am Hof seinen Landesherrn Johann Wilhelm. Er soll eine nicht unwesentliche Rolle bei der Konversion des darauffolgenden Landesfürsten, Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, zum Katholizismus gespielt haben.

Die Stärke der Arbeit liegt darin, die Bedeutung der wirtschaftlichen und sozialen Verbindungen, die Ritz in seiner Heimat hatte, auch bei der Darstellung seiner landespolitischen Aktivitäten nicht aus den Augen zu verlieren. Ritz' Reflexionen über seine Erlebnisse und seine Zeit vermittelt der Autor durch zahlreiche Zitate aus der Autobiographie, die er konsequent ins Deutsche übertragen hat, sodass wir den originalen Text leider nie zu lesen bekommen, auch nicht in den Anmerkungen. Eine kommentierte Edition, vielleicht auch in Auszügen, wäre zu begrüßen.

Ralf-Peter Fuchs, Essen

Eibl, Sabine, Küster im Fürstbistum Münster. Stabsdisziplinierung, Gemeindeansprüche und Eigeninteressen im konfessionellen Zeitalter (Westfalen in der Vormoderne, 27), Münster 2016, Aschendorff, 318 S. / Abb., € 44,00.

Nachdem sich die jüngere Pfarreforschung schon intensiv mit der Rolle von niederem Klerus und Laienvertretern wie Kirchenpflegern befasst hat, ist es sehr zu begrüßen, dass nun auch die Küster eine monographische Behandlung erfahren. Als Fallstudien dienen dieser 2011 abgeschlossenen Münsteraner Dissertation zwei Regionen des ehemaligen Fürstbistums, nämlich das Archidiakonat des Probstes von St. Martini im Oberstift (mit dreizehn Kirchspielen) und das Dekanat Vechta im Niederstift (mit zwölf Gemeinden). Thematisch wie zeitlich ist die Studie breit angelegt, nimmt sie doch die kirchlichen, weltlichen und persönlichen Aspekte des Amtes vom 16. bis ins frühe 19. Jahrhundert in den Blick. Ebenso umfassend präsentiert sich die Quellenbasis, die aus Statuten, Archivalien der Diözesanbehörden, Visitationsprotokollen, Sendakten, Kirchenbüchern, Bestallungsurkunden, Kirchenrechnungen, Inventaren und – für die Spätphase – auch Küsterordinarien (einer Art Pflichtenhefte) besteht. Nach der einführenden Erläuterung des Forschungsstandes – zentrale Orientierungspunkte für die katholische Lebenswelt bilden die Arbeiten von Andreas Holzem und Eibls Doktorvater Werner Freitag – ist das zweite Kapitel den chronologischen und räumlichen Rahmenbedingungen gewidmet. Hier wird deutlich, dass das – zum Teil auch mit den Begriffen *Sakristan*, *Opfermann*, *custos* oder *Messner* umschriebene – Amt bis ins frühe Christentum zurückreicht, im Mittelalter lange Geistlichen vorbehalten blieb und im Zuge der (Gegen-)Reformation unter stärkeren Regulierungs- und Kontrolldruck geriet. Das Fürstbistum Münster rezipierte die tridentinischen Impulse allerdings nur mit Verzögerung und sah sich insbesondere im Niederstift, das zudem bis 1668 kirchlich Osnabrück unterstand, mit lutherischen Einflüssen und einem starken protestantischen Adel konfrontiert. Eine ausführliche Bibliographie und zehn Tabellen unterstützen die Lektüre; auf ein Register wurde verzichtet.

Das mit dem Buchtitel überschriebene dritte Hauptkapitel enthält die einzelnen Argumentationsschritte, wobei zunächst die kirchlichen Pflichten, dann die weltlich-kommunalen Dimensionen und schließlich die Eigeninteressen der Amtsinhaber in den Vordergrund rücken. Als übergreifende Hauptaufgaben erscheinen die bedarfsgerechte Öffnung/Schließung des Gotteshauses und die sorgfältige Pflege von Innenraum, Paramenten und liturgischer Kleidung. Die Verinnerlichung von „Sauberkeit“

und „Heiligkeit“ als Leitlinien für den Kirchenraum verweist auf den Effekt zeitspezifischer Bemühungen um eine stärkere Abtrennung von sakraler und weltlicher Sphäre. Darüber hinaus betätigten sich die Küster als omnipräsente „Gehilfen des Pfarrers“ (12; so etwa bei der Vorbereitung und Durchführung von Gottesdiensten oder beim Spenden der Sakramente – im Falle der Krankensalbung oft mitten in der Nacht), Assistenten der Bistumsbehörden (vor allem bei der Abhaltung des Sendgerichts bzw. von Visitationen) und Dienstleister der Gemeinde (sei es mittels Botengängen, Abfassung von Dokumenten oder als Kreditgeber). Komplex und nicht selten konfliktreich war das Verhältnis zu den Kirchenprovisoren, das heißt den Verwaltern des Fabrikguts, weil sich die jeweiligen Pflichten (etwa im Bereich von Wartung und Materialbeschaffung) überschneiden. Aufwändig war für die Küster zudem das häufige Glockenläuten, der überall erwartete und von Seiten der Diözese überprüfte Kirchengesang und die Beachtung von Stiftungsaufgaben, insbesondere in bevölkerungsreichen Sprengeln. Im eher weltlichen Bereich sticht die – ungefähr für die Hälfte der Amtsträger belegte – simultane Beschäftigung als Schulmeister hervor; darüber hinaus verweisen die Quellen auf Nebentätigkeiten als Notar, Bauerrichter, Gastwirt und Nachtwächter. Sehr deutlich wird der „chimärenartige“ (182) Charakter des Amtes im Spannungsfeld zwischen Obrigkeit, Klerus und Kommune insbesondere bei den instruktiven Ausführungen zum mehrstufigen Einsetzungsprozess (das Präsentationsrecht konnte in der Hand des lokalen Adels oder des Pfarrers / der Gemeinde liegen, wobei Letztere meist Einheimischen den Vorzug gaben) und zum Einkommen der Küster (das sich aus Naturalien, Geldleistungen, Anteilen an den Stolgebühren und verschiedenen Kasualien zusammensetzte, aber immer stark vom Wohlwollen der Pfarrgenossen abhängig blieb). Die katholische Reform musste sich mit den gegebenen Rechtsverhältnissen und Lokalinteressen arrangieren. Wiederholt kommt auch die Relevanz symbolischer Kommunikation in den Blick, so etwa wenn Amtsträger durch rituelle Handlungen von Schlüsseln bzw. der Küsterei Besitz ergriffen, durch Türöffnungen oder Lichtübergaben liminale Momente markierten oder die Positionierung in Prozessionen und Kirchenräumen zu Auseinandersetzungen führte.

Dass die an der Schnittstelle zwischen Kirche und Welt agierenden Küster eine wichtige Rolle bei der Ausformung konfessioneller und kommunaler Identitäten spielten, kann Sabine Eibl überzeugend darlegen. Durchwegs beeindruckend auch die profunden Orts- und Literaturkenntnisse der Autorin, die kongeniale Rekonstruktion eines facettenreichen Kirchenamtes und die anschaulichen Einblicke in den Pfarreialltag. Letztere entstammen oft sogenannten „Im-Fokus“-Abschnitten, in denen einzelne Pflichtenfelder (wie die Organisation der Osterfeier in Liesborn), Familiendynastien (in Wadersloh wurde das Amt zwischen 1626 und 1886 über nicht weniger als acht Generationen von Mitgliedern der Laerberg versehen) oder lokale Konflikte (so um den Sitzplatz der – lutherischen – Küstersfrau in der Kirche von Goldenstedt 1756) unter die Lupe kommen. Weniger elegant erscheint die Präsentation aller Forschungsergebnisse in der Form eines 9 Sektionen und 58 Unterabschnitte umfassenden Großkapitels, das trotz der zu Recht betonten inneren Verknüpfungen (18) von einer Kondensierung der (allzu) feingliedrigen Dissertationsstruktur in drei Hauptteile profitiert hätte. An die Stelle der etwas beliebigen Rückblenden auf antike und hochmittelalterliche Verhältnisse hätten auch abschließende Wertungen zum Verhältnis von Küster- bzw. Lehrertätigkeit sowie zu den Ähnlichkeiten und Unterschieden der zwei Untersuchungsräume treten können. Gelegentlich stößt die Analyse zudem auf empirische Grenzen, die die gesamtkirchliche Bedeutung des Gegenstands etwas relativieren: Das Konzil von Trient zum Beispiel hatte das Küsteramt kaum im Blick (29).

In der Gesamtschau leistet diese quellennahe Arbeit einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der frühneuzeitlichen Pfarrei im Allgemeinen und der lokalen Aushandlung der katholischen Reform im Besonderen. Wünschenswert wären nun überkonfessionell-vergleichende Untersuchungen zu anderen deutschen und europäischen Regionen.

Beat Kümin, Warwick

Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken, Abt. 4: Siebzehntes Jahrhundert, Bd. 6: Nuntiatur des Ciriaco Rocci. Außerordentliche Nuntiatur des Girolamo Grimaldi. Sendung des P. Alessandro d'Ales (1633–1634), bearb. v. Rotraud Becker, Berlin / Boston 2016, de Gruyter, LXVI u. 699 S., € 149,95.

Der vorliegende Band umfasst die Korrespondenz der päpstlichen Diplomaten mit der päpstlichen Zentrale, das heißt mit dem Kardinalnepoten und Oberaufseher des Kirchenstaats Francesco Barberini, zwischen Juni 1633 und November 1634. Dass für diesen Schriftverkehr in Nord-Süd-Richtung nicht, wie sonst üblich, der ordentliche Nuntius allein, in diesem Fall Ciriaco Rocci aus einer römischen Bankiersfamilie mit Cremoneser Wurzeln, zuständig war, sondern gleich drei römische Emissäre bemüht wurden, hat mit der gravierenden Krise der Kurie nach dem 8. März 1632 zu tun. An diesem Dies ater des frühneuzeitlichen Papsttums hatte der spanische Kardinal Gaspare Borja Urban VIII. mit Absetzung und einem Prozess gedroht, weil dieser durch seine frankreichfreundliche Politik die schwedischen Ketzler begünstige und die Interessen der Kirche verrate. Als Reaktion auf diese fundamentale Infragestellung seiner Amtsführung sandte der Barberini-Papst außerordentliche Nuntien an die Brennpunkte der europäischen Politik, die sein Image als „gemeinsamer Vater“ der katholischen Christenheit ‚aufpolieren‘ sollten. Zum Kaiser schickte er den genuesischen Adeligen Girolamo Grimaldi, wo sich dessen Aufgaben und Kompetenzen mit denen Roccis überschneiden. Um die Verwirrung komplett zu machen, ordnete der Kardinalnepot Barberini seinen ganz persönlichen Agenten, den Kapuzinervater Alessandro d'Ales, in geheimer Mission nach Wien ab. Über die allgemeine Ehrenrettung des Papstes und seiner Nepoten hinaus hatten alle Gesandten dieselben Hauptaufgaben: Sie sollten die Beziehungen zwischen Rom und Wien enger knüpfen, eine Annäherung zwischen Frankreich und Habsburg anbahnen und, last but not least, durchsetzen, dass der weltliche Hauptnepot Urbans VIII., Fürst Taddeo Barberini, mit dem extra für ihn erneuerten pompösen Titel eines Präfekten von Rom bei allen öffentlichen Gelegenheiten in Rom vor dem kaiserlichen Botschafter auftreten durfte. Das Fazit dieser Bemühungen ist schnell gezogen: In allen drei Kernanliegen mussten die drei römischen Diplomaten eklatante Misserfolge hinnehmen, was man zumindest den beiden Nuntien nicht ankreditede. Beide erreichten mit dem Kardinalat das anvisierte Ziel ihrer kurialen Laufbahn, Rocci machte sich sogar (unbegründete) Hoffnungen auf den Stuhl Petri selbst. Dabei hatte das Scheitern viel mit ihren Personen zu tun: Rocci, der dem engeren Netzwerk der Barberini angehörte, war wie seine Patrone frankophil ausgerichtet, Grimaldi sogar ein notorischer und bekennender Spanien-Hasser. Dass man beiden trotzdem Aufgaben übertrug, die sie aufgrund ihrer auch am Kaiserhof bekannten Ausrichtung gar nicht erfüllen konnten, wirft genauso Fragen auf wie die Einschaltung des Geheimagenten aus dem Kapuzinerorden, dessen Mission selbst dem Papst verschwiegen wurde, dem bestens vernetzten Kardinal Richelieu allerdings nicht lange verborgen blieb. Die Erklärung für so viel Kontraproduktivität ist in den inneren Auflösungserscheinungen des Barberini-Pontifikats während dessen langer Dekaden- und schließlich Agoniephase zu finden. Spätestens jetzt trat das Familieninteresse, das von Anfang an die Anlehnung an Frankreich wesentlich mitbestimmt hatte,

so stark in den Vordergrund, dass man bereit war, für die Präzedenz des Präfekten vor dem kaiserlichen Botschafter schwerste diplomatische Turbulenzen in Kauf zu nehmen. Denn für die Habsburger war die Vorrang-Forderung eines Nepoten-Parvenus, dessen Familie ihre nicht allzu weit zurückliegenden Ursprünge im ländlichen Viehhandel der Apennin-Gegend vergeblich durch erfundene Genealogien zu verdecken versuchte, naturgemäß eine Dauerprovokation, vom arroganten Verhalten des frisch gebackenen Präfekten ganz zu schweigen. Dass allein schon dadurch die angestrebte Rolle des Papstes als unparteiischer Vermittler zutiefst diskreditiert wurde, konnte oder wollte man in der Umgebung des Papstes offenbar nicht sehen. Dass der Dritte im erfolglosen Bunde mit politisch und militärisch längst nicht mehr aktuellen Instruktionen nach Wien geschickt wurde, wo man diplomatische Aktionen von Kapuzinern grundsätzlich missbilligte, zeigt zudem einen Verlust von Herrschaftswissen, ja eine Provinzialisierung und Patrimonialisierung des ehemaligen europäischen Zentrums Rom an, die in den 1630er Jahren auf allen Ebenen dramatisch hervortritt. Die Zweigleisigkeit des Vorgehens belegt zudem schlagend die Dysfunktionalität des breit gefächerten Barberini-Nepotismus. Die Stellung des Kardinalnepoten Francesco war zusammen mit dem Renommee des Papstes seit 1632 geschwächt, auf europäischer Bühne wie innerhalb der Familie, wo ihm in Gestalt seines Bruders Antonio seit 1628 Konkurrenz in Gestalt eines zweiten politisch ehrgeizigen Familienkardinals erwuchs. Mit unorthodoxen Methoden Prestige zu gewinnen, war also nicht nur für den Papst, sondern auch für den nominell ersten Nepoten ein Muss. Dass dieses unkoordinierte Vorgehen in Misserfolg und schließlich in Chaos und Reputationsverlust mündete, ist aus den Konstellationen der Jahre 1633 und 1634 ablesbar bzw. absehbar. Durch ihren Aufenthalt in Wien wurden die päpstlichen Diplomaten Zeugen so aufregender Vorgänge wie der Isolierung und Eliminierung Wallensteins. Was sie darüber zu berichten hatten, ist seit den Zeiten Rankes im Wesentlichen bekannt. Der Wert dieser sorgfältig kommentierten Edition liegt, wie aufgezeigt, auf einer ganz anderen Ebene: Sie wirft neues Licht auf einen Schlüsselponifikat der Neuzeit und auf das Papsttum in einer seiner krisenhaftesten Phasen.

Volker Reinhardt, Fribourg

Schimke, Dörthe, Fürsorge und Strafe. Das Georgenhaus zu Leipzig 1671–1871 (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, 11), Leipzig 2016, Leipziger Universitätsverlag, 197 S. / Abb., € 37,00.

Im Leipziger Stadtarchiv schlummerte seit Jahren ein Schatz: der durch die Neuverzeichnung zugänglich und in der Tiefe nutzbar gewordene Bestand des Leipziger Georgenhauses, des Zucht-, Arbeits- und Waisenhauses der Messestadt, eine der bedeutsamsten Einrichtungen auf kommunaler Ebene im frühmodernen Alten Reich. Durch die Vielzahl der überlieferten Materialien darf der Bestand als einer der reichhaltigsten seiner Art in Sachsen, aber auch darüber hinaus gelten. Mit Spannung nimmt man also das von der Autorin ursprünglich als Masterarbeit eingereichte Buch in die Hand, in der Hoffnung, aus der Perspektive einer der wichtigsten Metropolen im Reich Neues zur Geschichte von sozialer Fürsorge und sozialer Disziplinierung auf der Mikroebene einer einzelnen Anstalt zu erfahren. Die Anlage der Arbeit ist recht konventionell. Einer Einleitung zu Forschungsstand, Quellenlage und Methode folgt ein Überblick über die theoretischen Grundlagen des Forschungsfeldes, in dem die „üblichen Verdächtigen“ begegnen: Foucault (dessen Nobilitierung zu einem Klassiker der Sozialgeschichte auch in Deutschland sich daran ablesen lässt, dass er hier an erster Stelle steht; vor zwanzig Jahren wäre dies undenkbar gewesen), Goffman, Oestreich. Während die Aufklärung als „alter Hut“ der Geschichte der Sozialdisziplinierung gelten darf, rückt die Autorin den Pietismus wieder etwas stärker ins Licht des In-

teresses – sicher zu Recht. Das nachfolgende Kapitel gibt einen Überblick über die Geschichte der frühmodernen Zuchthäuser, bevor ein rascher Blick auf die allgemeinen Konturen der Entwicklung von Armut und Armenfürsorge im frühneuzeitlichen Leipzig geworfen wird.

Das Georgenhaus selbst steht dann im Mittelpunkt der folgenden drei Kapitel. Die Grundlinien seiner Entwicklung von der Gründung als Hospital 1212 bis zum Abbruch 1871 (immerhin 659 Jahre, die die Existenzdauer der Anstalt zu einer der längsten im deutschsprachigen Raum machen) und die groben Züge der inneren Organisation und Verwaltung, der finanziellen Ausstattung und Anstaltsökonomie sowie der nicht immer konfliktfreien doppelten Einbindung in Ratsverwaltung und territoriale Administration werden knapp und klassisch institutionengeschichtlich skizziert. Stärker sozialgeschichtlich konturiert ist das folgende Kapitel, das sich dem sozialen Mikrokosmos des Hauses widmet, also Personal und Insassen einer eingehenden Analyse unterzieht, und von der berechtigten Frage nach der sozialen Heterogenität derartiger Anstalten geleitet wird. Deutlich arbeitet es heraus, wie verschwommen und sogar widersprüchlich letztlich die von der Verwaltung angelegten Kategorien zur Ordnung der Insassenwelt waren. Mit dem Alltag in der Anstalt, so sich dieser mit den vorhandenen Quellen fassen lässt, setzt sich das folgende Kapitel auseinander, das der bekannten Trias von Arbeit, Religion und Strafe einige erhellende Aspekte zur Versorgung der Insassen (Ernährung, Kleidung, hygienische Zustände etc.) hinzufügt. Auch auf Missstände in der Anstalt, daraus erwachsene Konflikte zwischen Insassen und Anstaltsleitung sowie den vermittelnden Eingriff der Ratsaufsicht wird eingegangen. Interessant ist schließlich auch der Blick auf einige zeitgenössische Perspektiven auf das Haus aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, die dessen gute Organisation hervorheben, gleichzeitig aber jene Multifunktionalität kritisieren, die einstmals der Grund für die Entstehung solcher Einrichtungen gewesen war.

An solchen Stellen hätte sich der Leser mitunter eine theoretische Einordnung gewünscht, die über die genannten Klassiker der Sozialdisziplinierungsforschung hinausginge, etwa bei der im nachfolgenden Kapitel im Mittelpunkt stehenden Darstellung der aus der Anstalt hervorgegangenen Waisenhausschule. Hier hätte die in den letzten Jahren auch in der Geschichtswissenschaft intensiver rezipierte Luhmann'sche Theorie zur funktionalen Ausdifferenzierung der Gesellschaft die eine oder andere Anregung geben können. Nicht wirklich überzeugend ist auch der Vergleich der Leipziger Anstalt mit ähnlichen Einrichtungen im europäischen Raum (vor allem in den Städten Hamburg, Pforzheim und Detmold, zu denen eingehendere Untersuchungen vorliegen; weitere von der Forschung bereits ausgeleuchtete Anstalten, etwa in Österreich, bleiben ausgeblendet); dieser wurde in ein eigenständiges Kapitel verbannt und ist deshalb eher holzschnittartig geraten. Gleiches gilt für das letzte Kapitel, das noch einmal die Frage nach der Wirksamkeit der Zucht- und Arbeitshäuser als Mittel zur Bekämpfung von Armut aufnimmt und – erwartbar – negativ beantwortet. Ähnlich fällt auch die eher einem Resümee gleichende Zusammenfassung aus, die erneut die Janusköpfigkeit der frühmodernen Anstalten betont, also ihr ständiges Changieren zwischen Fürsorge, Disziplinierung und Strafe, und das Leipziger Georgenhaus ganz zu Recht als repräsentatives Beispiel anführt für eine Welt aus Armut, Randständigkeit und den obrigkeitlichen Bemühungen zu ihrer Zurückdrängung – eine Mischung, die für die Frühe Neuzeit so typisch war wie sie uns heute fremd erscheint.

Die Autorin argumentiert durchgehend souverän und mit großer Quellenkenntnis. Dass ihre als Abschlussarbeit eingereichten Ergebnisse in der vorliegenden Form im Druck erscheinen, ist auch in der heutigen, publikationswütigen Zeit ein Zeichen für die Qualität der erzielten Forschungsergebnisse. Gutgetan hätte der Argumentation

sicher an der einen oder anderen Stelle eine stärkere Kontextualisierung (sowohl was die Stadt- als auch was die Landesgeschichte betrifft). Der schön ausgestattete Band (nur die abgedruckten Grundrisse der Anstalt sind so klein geraten, dass nahezu nichts auf ihnen zu erkennen ist) darf dennoch nicht nur als ein wichtiger Beitrag zur Leipziger Stadtgeschichte gelten, sondern auch als eine notwendige und willkommene Ergänzung zu den Arbeiten des Autors dieser Rezension zu den landesherrlichen Zuchthäusern in Sachsen.

Falk Bretschneider, Paris

Schopferer, Julia, Sozialgeschichte der halleschen Professoren 1694–1806. Lebenswege, Netzwerke und Raum als Strukturbedingungen von universitärer Wissenschaft und frühmoderner Gelehrtenexistenz (Studien zur Geschichte und Kultur Mitteldeutschlands, 3), Halle a. d. S. 2016, Mitteldeutscher Verlag, 502 S. / graph. Darst., € 49,00.

Die frühneuzeitliche deutsche Universitätshistoriographie stand lange im Schatten ihrer mittelalterlichen großen Schwester, die weit interessantere und differenziertere Ergebnisse produzierte. Und sie hat sich inzwischen von dem lange vorherrschenden jubiläumsveranlassten Produktivitätszyklus befreit. Wichtige Impulse erhielt sie unter anderem in systemtheoretischer Fokussierung durch die Arbeit von Rudolf Stichweh (Der frühmoderne Staat und die europäische Universität, Frankfurt a. M. 1991), durch das Interesse an symbolischer Kommunikation und Praxeologie (Marian Füssel, Gelehrtenkultur als symbolische Praxis, Darmstadt 2006), durch die Auseinandersetzung mit frühneuzeitlichen Disputationen und Dissertationen, für die vor allem der Name Hanspeter Marti steht (zuletzt: Marion Gindhart / Hanspeter Marti / Robert Seidel [Hrsg.], Frühneuzeitliche Disputationen, Köln / Weimar / Wien 2016), sowie durch die präzisen sozialgeschichtlichen Untersuchungen zur Graduierungspraxis an frühneuzeitlichen deutschen Universitäten von Ulrich Rasche (etwa: Die deutsche Universität und die ständische Gesellschaft, in: Bilder – Daten – Promotionen, hrsg. v. Rainer A. Müller, Stuttgart 2007, 150–273). Auch gibt es ausgezeichnete Überblicksdarstellungen wie die immer noch unübertroffen instruktive von Arno Seifert (Das höhere Schulwesen. Universitäten und Gymnasien, in: Handbuch der Bildungsgeschichte, Bd. 1, hrsg. v. Notker Hammerstein, München 1996, 197–374) oder das erfrischend ketzerische Buch von William Clarke (Academic Charisma and the Origins of the Research University, Chicago / London 2006), der im genauen Blick auf das, was an Universitäten tatsächlich gemacht wurde, unterschiedliche Perspektiven zusammenführt und die Besonderheit der frühneuzeitlichen deutschen (protestantischen) Universität im internationalen Vergleich herausarbeitet.

Die vorliegende Hallenser Dissertation über die Universität Halle, entstanden unter der Betreuung von Manfred Hettling, ist von den hier kurz aufgerufenen Forschungsansätzen und Untersuchungen auf unterschiedliche Weise – mal stärker, mal weniger stark, mal gar nicht – inspiriert. Ihr spezieller Gegenstand ist die sozialgeschichtliche Analyse der Hallenser Professorenschaft seit der Gründung der Universität (1694) bis in das Jahr 1806. Sie kann mit interessanten Daten und Ergebnissen aufwarten. In sechs Hinsichten werden die erfassten Hallenser Professoren des Untersuchungszeitraums, insgesamt 187 Personen (134 ordentliche, 53 außerordentliche Professoren) sozialstatistisch ausgewertet, und zwar mit Blick auf „Stadt und Universität“, „Herkunft“, „Karrierewege“, „Karrierenetze“, „Karriereraum“ sowie die mit dem „Tod des Professors“ verbundenen Begräbnis- und Gedächtnisrituale (in diesem Fall wertet die Verfasserin exemplarisch Dokumente wie Leichenpredigten aus und interpretiert sie kulturgeschichtlich, arbeitet also nicht statistisch). Als Materia-

lien der statistischen Erfassung dienten, da im Untersuchungszeitraum keine Personalakten geführt wurden, Vorlesungsverzeichnisse, Berufsakten, Finanzakten, Akten der Witwenkasse der Universität, zeitgenössische und moderne Lexika sowie einige weitere Quellentypen wie zeitgenössische Chroniken, Matrikelverzeichnisse und einzelne Sammlungsbestände aus dem Stadtarchiv und dem Archiv der Marienbibliothek in Halle.

Von den vielfältigen und, wie gesagt, interessanten Ergebnissen, die sich aus der sozialstatistischen Auswertung dieser Quellen ergeben, können hier nur ganz wenige angeführt werden. So stammte die Hälfte der Hallenser Professoren aus Preußen, hatte der überwiegende Teil der späteren Professoren (76 Prozent) auch in Halle studiert, war Halle im Untersuchungszeitraum nur für sehr wenige Professoren bloße „Durchlaufstation“ (255). Die Mobilität der Hallenser Professoren war also äußerst gering: „In der Regel fand die erste Berufung in Halle statt (bei 85,6 Prozent der Fälle) und dort blieb man auch bis zum Ende seines Lebens“ (422); die Mobilität stieg im Untersuchungszeitraum aber an. Trotz der geringen Mobilität ist die für frühneuzeitliche Universitäten gerne eingesetzte Charakterisierung „Familienuniversität“ für Halle „nicht haltbar“ (280). Es lasse sich, resümiert die Verfasserin, „eine größere Offenheit in Bezug auf die Rekrutierung der Professorenschaft feststellen“ (284). Ein wesentlicher, auch sozial relevanter Gesichtspunkt, der sich auf der Grundlage der erfassten Daten für den Fall Halle sicherlich auch hätte bearbeiten lassen, fehlt allerdings in der Untersuchung, nämlich das an frühneuzeitlichen protestantischen Universitäten übliche Phänomen des Aufstiegs von der philosophischen in eine höhere Fakultät.

Die Arbeit ist stark in der differenzierten Auswertung der erhobenen Daten zur Hallenser Professorenschaft. Sie ist weniger stark in der Einordnung ihrer Befunde in übergreifende (universitätsgeschichtliche) Zusammenhänge. Hier wird, etwas altbacken mit Kategorien wie „Verbürgerlichung“ oder „Verwissenschaftlichung“, allzu schematisch die Perspektive des 19. Jahrhunderts eingenommen. Und wenn von den deutschen Universitäten in der Frühen Neuzeit bzw. im 18. Jahrhundert die Rede ist, sind es die protestantischen Universitäten, auf die sich die allgemeinen Aussagen über soziale, institutionelle oder wissenschaftliche Entwicklungstendenzen beziehen. Dass es im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation im 18. Jahrhundert auch katholische Universitäten gab, die sich insbesondere hinsichtlich der Struktur, Organisationsform und Lehrverfassung ihrer philosophischen Fakultäten ganz erheblich von protestantischen Universitäten unterschieden, wird mit keinem Wort erwähnt (hier hätte der Blick in den eingangs genannten Überblick von Arno Seifert geholfen). Wenn etwa die geringe Mobilität der Professoren als typisches Phänomen der Zeit bezeichnet wird, so stimmt das nicht für die Jesuitenprofessoren, die an deutschen katholischen Universitäten (zumindest bis 1773) gewöhnlich die philosophischen Kurse gaben und deren Mobilität der ebenfalls eingangs erwähnte William Clarke eindrucksvoll herausgearbeitet hat. Und auch das Diktum, „Ehelosigkeit“ sei nicht mehr „die ideelle Lebensweise eines Professors der Aufklärungsepoche“ gewesen (265), gilt eben nur für protestantische, aber nicht für katholische Universitätsprofessoren (zumindest soweit diese Jesuiten waren).

Abschließend thematisiert die Verfasserin die Grenzen der Aussagekraft ihrer Untersuchungsergebnisse (erfreulicherweise, muss man sagen, weil diese wissenschaftliche Selbstverständlichkeit leider immer seltener eingelöst wird). Unter anderem widmet sie sich der Frage der Übertragbarkeit der für die Sozialgeschichte der Hallenser Professoren herausgearbeiteten Fakten auf andere deutsche Universitäten. Denn tatsächlich ist die Universität Halle wohl in vielem ein Sonderfall unter den deutschen Universitäten im 18. Jahrhundert (auch mit Blick auf die europäische

Universitätsgeschichte). So hängt die Arbeit bzw. hängen die von der Verfasserin für den Fall Halle erarbeiteten Ergebnisse ein wenig in der Luft, vor allem deshalb, weil es kaum Untersuchungen zu anderen deutschen Universitäten gibt, die Kollektivbiographien von Professoren in vergleichbarer Intensität und Genauigkeit erstellt haben. Die Forschung zur deutschen Universitätsgeschichte in der Frühen Neuzeit hat also noch viel zu tun, um das Bild des Professors sozialgeschichtlich, aber auch mentalitäts- und kulturgeschichtlich zu schärfen und so die Besonderheiten und die Wirkung einzelner Universitäten genauer bestimmen zu können.

Helmut Zedelmaier, München / Halle a. d. S.

Pečar, Andreas / Damien Tricoire, Falsche Freunde. War die Aufklärung wirklich die Geburtsstunde der Moderne?, Frankfurt a. M. / New York 2015, Campus, 231 S. / Abb., € 24,90.

Wissenschaftliche Geschichte hat es schwer, festgefügte historische Muster zu entkräften. Mittelalterforscher können noch so differenzierte historische Abhandlungen über ihre Epoche schreiben. Die Rede von „Verhältnissen wie im Mittelalter“ verliert deshalb in der politischen Alltagskultur nicht ihre Überzeugungskraft. Sie geht auf die Aufklärung zurück, die in der gegenwärtigen Debatte darüber, was denn von der Moderne zu halten ist und was diese (positiv oder negativ) auszeichnet, eine Leitfigur ist. Der amerikanische Historiker Robert Darnton hat es vor über 20 Jahren auf eine prägnante Formel gebracht: „Schließlich war die Aufklärung die Quelle von allem, was gut, schlecht und modern ist.“ (Robert Darnton, *George Washingtons falsche Zähne* oder noch einmal: *Was ist Aufklärung?*, München 1996, 4) Jüngste Auseinandersetzungen um die Geltung der Aufklärung wie die über das (angebliche) Fehlen einer Aufklärung in der islamischen Kultur haben die Aufklärungsfigur neu aufgeladen. Man kann die Effekte auch in der wissenschaftlichen Historiographie nachvollziehen, so in den gewaltigen Aufklärungsmonographien des amerikanischen Historikers Jonathan Israel, der die historischen Ideen der Aufklärung fein säuberlich nach ihrer Modernetauglichkeit sortiert und nur die ‚radikale‘ Aufklärungsbewegung als den ‚wahren‘ Ursprung der Moderne gelten lässt (vgl. Helmut Zedelmaier, *Ideen, Kontext, Kultur. Dreimal Aufklärung der Aufklärung*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 37 [2010], 99–109).

„War die Aufklärung wirklich die Geburtsstunde der Moderne?“ lautet die Ausgangsfrage des kleinen Buchs der Hallenser Historiker Andreas Pečar und Damien Tricoire. Sie machen es sich bei der Beantwortung der Frage etwas einfach. Ihre Sicht, dass Aufklärer mit Blick auf die Moderne „falsche Freunde“ seien, lässt sich, gewiss vereinfachend, auf folgendes Muster reduzieren: Sie seien keine modernen westlichen Intellektuellen gewesen, die für Demokratie, Rechtsstaat und die damit verbundenen Wertvorstellungen eintraten. Ihre „vermeintliche Modernität“ büße die „Agenda der Aufklärer“ ein, verorte man die „formulierten Inhalte“ „im Kontext ihrer Entstehungszeit“, in den „zeitgenössischen Debatten“ und „den mit den Texten verfolgten Strategien der Autoren“ (181). Machen es sich aber die kritisierten wissenschaftlichen Aufklärungswerke tatsächlich so einfach, wie von den Verfassern unterstellt? Wenn sie von der Aufklärung als Geburt der Moderne handeln, werden Aufklärung und Moderne ja nicht gleichgesetzt. Auch die Bücher etwa von Israel, eine der Haupttreibungsflächen des Buches (vgl. 18–20), behaupten nicht die Identität der verhandelten Aufklärungsideen mit denen der Moderne; die Debatten der Aufklärung versteht Israel nur als ausschlaggebende Impulse für jene historischen Veränderungen, die zur Moderne führten, nicht aber als moderne Produkte. Dass aber die (westliche) Moderne sich

tatsächlich auf die Aufklärungsbewegung beruft, ist ja nicht zu bestreiten. Sie tue es mit schlechten Gründen, so lautet die kritische Hauptthese des Buchs. Nach der Einleitung analysieren die Verfasser in sechs „Essays“ und einem Epilog die Aspekte, die gewöhnlich als „Markenkerne der Aufklärung“ (35) firmieren, nämlich Fortschrittsidee, religiöse Toleranz sowie die Diskurse über Rassen, Geschlechter, Sklaverei und Kolonialismus. Deren Thematisierung in der Publizistik des 18. Jahrhunderts wird modernen Sichtweisen gegenübergestellt. Anders als die üblichen Darstellungen beanspruchen die Verfasser in neuer Herangehensweise darzulegen, „in welche Fallen man tappt, wenn man die Debatten des 18. Jahrhunderts an heutigen Wertvorstellungen misst, und welche neuen Aspekte man diesen Debatten abgewinnen kann, wenn man versucht, die Eigenlogik des 18. Jahrhunderts aufzudecken, die sich von der Logik unserer heutigen Zeit sehr unterscheidet“ (35). Hinsichtlich der Fortschrittsidee wird unter anderem konstatiert, dass Wissen im 18. Jahrhundert „kaum als ein dynamisches Feld aufgefasst“ wurde, „beinahe niemand an die Möglichkeit“ dachte, „dass die Zukunft eine neue Weltsicht hervorbringen könnte“ (45); auch der Fortschrittsprogrammatiker Condorcet habe „Geschichte nicht als einen offenen Prozess“ konzipiert und „in seiner Vision vom Fortschritt des menschlichen Geistes die Idee einer Avantgarde einzelner Nationen“ vertreten, „die zur Durchsetzung der universalen Prinzipien vorangegangen seien“ (49). Überhaupt hätten, wie im Fall von Voltaires Urteil über Polen, nicht „persönliche Erfahrung oder die Expertise“ die Urteile der Aufklärer geprägt, sondern vielmehr „die Autorität desjenigen, der sich als Sachwalter des Fortschritts ausgab“ (52). Es ließe sich trefflich darüber streiten, ob diese und andere für das 18. Jahrhundert festgestellten Einstellungen und Urteile nicht auch im 21. Jahrhundert aufgefunden werden können, ganz abgesehen davon, was denn unter *der* „Logik unserer heutigen Zeit“ (und den damit verbundenen „Wertvorstellungen“) genauer zu verstehen ist, worüber man wenig erfährt.

Zweifellos richtig ist, dass unser historisches Bild der Aufklärung von der alltäglichen Rede über Aufklärung imprägniert ist. Tatsächlich zeigen sich wissenschaftliche Arbeiten auch dann in die Moderne (bzw. die Frage, was von ihr zu halten ist) verwickelt, wenn sie so ausgewogen historistisch argumentieren wie etwa das jüngste Buch von Steffen Martus über die deutsche Aufklärung (Steffen Martus, *Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert – ein Epochenbild*, Berlin 2015). Das ist der allgemeine Gesichtspunkt, den genauer abzuwägen man sich von der vorliegenden Kritik gewünscht hätte. Also: Warum kann sich die Aufklärungsforschung schwer von gegenwärtigen Maßstäben befreien? Das Bemühen, die Aufklärung in die Ferne zu rücken, den Abstand zur Gegenwart herauszuarbeiten, also, wie es die beiden Verfasser fordern, die Aufklärungsbewegung konsequent zu historisieren und zu kontextualisieren, ist in vielen neueren wissenschaftlichen Arbeiten wirksam. Das wird etwas unterschlagen. Zugleich verliert die Aufklärung im Anliegen, sie historisch zu normalisieren, ihre Geltung und Anziehungskraft, die genauer zu verstehen ebenfalls eine Frage von historischem Interesse ist. Auch dazu hätte man sich genauere Überlegungen gewünscht. Was gewinnt man durch „konsequente Historisierung“ und „konsequente Kontextualisierung“ (27), die nur noch Abstände zur Gegenwart ausmessen? Selbstreferenzielle Epochen, die alle „unmittelbar zu Gott“ sind? Unzählige Geschichten, die nur um sich selbst kreisen?

Geschichtsschreibung ist immer Ergebnis eines (wie auch immer) vermittelten Gegenwartbezugs. Es gibt keine Geschichte ohne Leitfragen aus der Gegenwart, die Quellen zum Sprechen bringen und Erzählungen generieren. Es ist also nicht verwunderlich, wenn auch wissenschaftliche Aufklärungsgeschichten von gegenwärtigen Erwartungen geprägt sind, besonders im Fall der historischen Aufklärungsbewegung,

deren Ideen unbestreitbar auf besondere Weise die Formierung der Moderne durchdrungen haben. Dies auszublenden und für vollständige Historisierung zu plädieren, ist allzu akademisch gedacht. Auch dann, wenn man sich (wie auch immer) wissenschaftlich kontrolliert mit der Aufklärungsbewegung im 18. Jahrhundert beschäftigt, ist es nicht möglich, die Aufklärung sozusagen nackt, entkleidet von ihrem umstrittenen modernen Verständnishorizont, auftreten zu lassen. Die Verfasser charakterisieren ihr Buch als einen „wissenschaftlichen Essay“ (9), im Klappentext als „Streitschrift“. Da darf und soll man übertreiben, zuspitzen, Fragen eng führen, polemisch und unausgewogen argumentieren. Die Aufgabe des Rezensenten kann es dann nicht sein, zu monieren, dass diese oder jene Forschung fehlt oder verkürzt dargestellt ist, dieser oder jener besonders wichtige Gesichtspunkt nicht oder nur schwach entwickelt wurde. Auch der Rezensent darf dann grob, unausgewogen, allgemein und streitlustig argumentieren.

Helmut Zedelmaier, München / Halle a. d. S.

Pečar, Andreas, Die Masken des Königs. Friedrich II. von Preußen als Schriftsteller, Frankfurt a. M. / New York 2016, Campus, 235 S., € 29,95.

Andreas Pečar, seit 2011 Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, ist bereits durch eine Schrift über „Friedrich II. als Militärschriftsteller“ (2013) ausgewiesen. Nun hat er sich das gesamte schriftstellerische Werk des Königs vorgenommen. Dieser beanspruchte „Autorität durch Autorschaft“ und gewann sie für Jahrhunderte bei Generationen von deutschen Militärs und Gelehrten, insbesondere Historikern. Diese Autorität ist nun durch Andreas Pečar gründlich demontiert worden.

In „Die Masken des Königs“ betrachtet er die Schriften des Kronprinzen und Königs als „Instrumente der politischen Kommunikation“, nicht als persönliche Bekenntnisse. Sie werden „erstmalig konsequent als Selbstinszenierungen, die Friedrich II. in verschiedenen Kontexten an verschiedene Adressaten richtete, um so bestimmte politische Wirkungen zu erzielen“, interpretiert.

Das Buch ist nach dem Vorwort in zehn Kapitel gegliedert. Die Einleitung erörtert die Frage, ob Friedrich II. ein Schauspieler war. Dies wird mit der Metapher des „Welttheaters“, in dem die Fürsten auf der Bühne stehen, bejaht. Mit Hilfe seiner Schriften versuchte Friedrich II., sich nicht nur vor seinen Zeitgenossen, sondern auch vor der Nachwelt zu inszenieren.

Das zweite Kapitel fragt, ob mit Friedrich „ein neuer Philosoph in Europa“ aufgetreten sei. Hier wird der von Hans Pleschinski 1992 ins Deutsche übertragene Briefwechsel Friedrichs mit Voltaire und die zum Beispiel in Vorworten öffentlich bekundete gegenseitige Wertschätzung als Win-win-Situation beschrieben. Friedrichs Antimachiavelli sei nur insofern originell als hier die Tugendforderungen an den Herrscher nicht mehr christlich, sondern aus der Vernunft bzw. dem Naturrecht begründet würden. Die Staatsräson wurde mit dem Glück der Untertanen gleichgesetzt. Damit adaptierte Friedrich endgültig die Rolle des „roi philosophe“.

Der folgende Abschnitt behandelt Friederichs Dynastiekritik, insbesondere seine „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg“. Sie dienten dazu, sich auf Kosten seiner Vorfahren zu profilieren. Mit seiner Dynastiegeschichte wollte er nicht seinen Vorgängern „ein Denkmal setzen, sondern sich selbst“ (48). Dies gilt noch mehr für Friedrichs Darstellung der Geschichte seiner eigenen Zeit, speziell seiner Kriege. Nun wird die erfolgreiche Vergrößerung des eigenen Herrschaftsgebiets zum obersten Kriterium für gelungene Herrschaft. Der Titel „Geschichte meiner Zeit“

impliziert, dass niemand das Zeitalter so stark geprägt habe wie der königliche Autor selbst. Zwar prätendiert Friedrich wiederholt seine Unparteilichkeit, die Darstellungen dienen jedoch seiner Selbstinszenierung als überlegener Feldherr und Politiker. Der Anteil anderer Heerführer an gewonnenen Schlachten wird unterschlagen, eigene Fehler anderen zugeschrieben. Plünderungen und Greul seiner Gegner werden ausführlich beschrieben, eigene Untaten verschwiegen. „Selbstrechtfertigung“ war „das primäre Darstellungsziel“ (71). Friedrichs Schlachtendarstellungen sind Meisterstücke der Desinformation (74). Verluste der Gegner werden regelmäßig übertrieben und eigene untertrieben. Friedrichs Bruder Heinrich, der geniale Feldherr, fand viele Gelegenheiten, die Darstellungen seines Bruders mit Randnotizen wie „Lüge“ oder „Märchen“ zu versehen. Die Teilung Polens wird damit gerechtfertigt, dass die Bewohner nun die Segnungen der Zivilisation und Aufklärung zu spüren bekämen. In Wahrheit führte die Enteignung des Kirchenbesitzes zum Zerfall des Schulsystems, die Deportation der Juden zum Ruin vieler Städte, die Beschlagnahme von Getreide zu einer Hungersnot mit ungezählten Opfern. Die Monumentalisierung der eigenen Person erfolgte nicht nur auf Kosten der eigenen Dynastie, also der Vergangenheit, sondern auch – auf die Zukunft bezogen – auf Kosten des Thronfolgers.

Das fünfte Kapitel erörtert, warum Friedrichs Gedichte politisch sind. Hier fällt auf, dass die homoerotischen Gedichte des Königs nicht besprochen werden. Um Propaganda und Desinformationskampagnen, Satire und Traktate als Mittel der Außenpolitik geht es im folgenden Kapitel. „Das Besondere war, dass hier der König selbst zur Feder griff.“ (102) „Der preußische König bediente sich der Flugschriften als politischer Mittel, um die öffentliche Meinung und dadurch auch die politischen Entscheidungen seiner Gegner zu beeinflussen.“ (103) Man kann also von einem quasi offiziellen öffentlichen intergouvernementalen Diskurs sprechen.

Die militärischen Schriften des Preußenkönigs sind Gegenstand des nächsten Kapitels. „Diese Schriften waren sein Versuch, mit den anderen Truppenführern Einvernehmen herzustellen, sie von seiner Position zu überzeugen, aber auch ein Mittel, gleichsam auf implizite Weise Fehler einzugestehen, ohne dabei das Gesicht zu verlieren. Was in der Regel gedeutet wird als Mittel der Selbstvergewisserung, war in Wirklichkeit Teil eines Kommunikationsvorgangs innerhalb der Armee, an dem sich der Autoritätsverlust, den der König in den Augen seiner Offiziere erlitt, widerspiegelt.“ (142) Ausgangspunkt des Autoritätsverlustes war Friedrichs Beharren auf Präventivkriegen und „Entscheidungsschlachten“; Letzteres führte immer wieder zu Desastern.

Im achten Abschnitt behandelt Pečar die schriftstellerische Selbstinszenierung Friedrichs als „roi philosophe“. Seit den späten 1760er Jahren hatte Friedrich seine Stellung als bevorzugter gekrönter Korrespondenzpartner der „philosophes“ eingeübt und geriet zudem in eine zunehmende inhaltliche Distanz zur sich radikalisierenden Aufklärung, die tradierte Herrschaftsformen in Frage stellte. Als Friedrich merkte, dass er sein Alleinstellungsmerkmal verloren hatte, reagierte er wie in einer enttäuschten Liebesbeziehung: An die Stelle der Euphorie trat Kritik.

Gleichzeitig reagierte Friedrich auf die durch die unautorisierte Veröffentlichung seines „Œuvre du philosophe de Sanssouci“ ausgelösten Diskussion, die ihn an die Seite von bekennenden Materialisten wie Offray de La Mettrie rückte, den er in seiner Akademie aufgenommen hatte. Die Ansichten des Königs wurden als atheistisch und für die öffentliche Moral und tradierte Ordnung gefährlich eingestuft. Das war für den Reichspolitiker Friedrich, der sich wesentlich auf das Corpus Evangelicorum stützte,

äußerst riskant. So kam es gegen Ende der 1760er Jahre aus verschiedenen Gründen zu einer öffentlich inszenierten Distanzierung des Königs von Teilen der Aufklärung.

Im Folgenden wird „der König als Patriot“ betrachtet. Friedrichs „Selbstinszenierung als erster Diener des Staates war ein probates Mittel, seine autokratische Regierungspraxis zu überspielen“ (178). Das Werk schließt mit einer „Schlussbetrachtung“. Wie Jürgen Luh (*Der Große. Friedrich II. von Preußen*, 2011) kommt Andreas Pečar zu dem Ergebnis, dass es Friedrich vorrangig um die Inszenierung der eigenen Bedeutung vor der Mit- und Nachwelt ging. Dabei zeigt er sich als Intellektueller auf dem Thron, der unterschiedliche Masken verwendete, je nachdem, welche Rolle er gerade einnahm. Diese Rollen waren oft gegensätzlich, wie auch manche seiner Aussagen sich situationsabhängig widersprachen. Sie dienten jedoch immer der Mehrung des eigenen Ruhms. Dies hat Andreas Pečar in einem lesenswerten Buch beschrieben.

Wolfgang Burgdorf, München

Lettnner, Gerda, *Das Spannungsfeld von Aufklärung und Absolutismus. Die Ära Kaunitz (1749–1794) (Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte, 105)*, Göttingen / Bristol 2016, Vandenhoeck & Ruprecht, 219 S., € 50,00.

In der Druckfassung ihrer 2010 in Salzburg angenommenen, von Ernst Wangermann betreuten Dissertation verfolgt Gerda Lettnner zwei Ziele: die Untersuchung eines historischen Gegenstandes und die dezidierte Positionierung in einer historiographischen Debatte.

Historiographisch ist für Lettnner das Wirken Ernst Wangermanns zentraler Bezugspunkt. Sie möchte explizit dessen Forschungen und die wissenschaftlichen Reaktionen darauf diskutieren, um dann von ihren eigenen Ergebnissen ausgehend Stellung zugunsten seiner Thesen zu beziehen. Hierfür setzt sie klare Schwerpunkte bei der Auswahl der Forschungsliteratur. Dies zeigt sich daran, dass zum einen mehr als 30 Prozent der im Literaturverzeichnis genannten Titel von Wangermann verfasst wurden und dass zum anderen der Forschungsbericht ausschließlich dessen Arbeiten und Reaktionen auf diese thematisiert. Als Folge ihrer Fokussierung berücksichtigt Lettnner neuere Studien zur Reformpolitik des 18. Jahrhunderts in der Habsburgermonarchie nur, wenn sie mit dieser Debatte verbunden sind. Dies ist durch die Fragestellung der Arbeit zwar begründet, mindert aber die Anschlussfähigkeit für die breitere historische Forschung, in der in den letzten Jahren vermehrt unterschiedliche katholische Aufklärungen und damit verbundene Reformen in der Habsburgermonarchie, aber auch in italienischen Staaten oder Territorien des Alten Reiches Beachtung gefunden haben.

Historischer Untersuchungsgegenstand Lettnners ist die Bedeutung des Fürsten Kaunitz für die habsburgische Reformpolitik unter der Herrschaft Maria Theresias, Josephs II., Leopolds II. und Franz' II. Dabei geht sie von einem Gegensatz zwischen aufgeklärten und absolutistischen Kräften im Staat aus, die ihre jeweiligen Konzepte durch bestimmte Akteursnetzwerke realisieren wollten. Leider führt die Fokussierung auf die detaillierten historischen Zusammenhänge Lettnner zu einem Verzicht auf eine grundlegende Definition der zentralen Begriffe „Aufklärung“ und „Absolutismus“ sowie auf eine Erläuterung ihrer für die Arbeit fundamentalen Gegensätzlichkeit. Allerdings erlauben zwei Kapitel, „Die Aufklärung im europäischen Kontext“ und „Die Anfänge der Aufklärung im Habsburgerreich“, Rückschlüsse auf Lettnners Aufklärungsverständnis: Ihr zufolge sind für die Aufklärung „Harmonie-, Toleranz- und Demokratieideen“ (22) von zentraler Bedeutung, deren „Durchbruch“ sie im England

der Jahre 1685 bis 1715 verortet. Außerdem orientiert Lettner sich zu Beginn ihres Textes definitiv kurz am Vorbild Wangermanns, dem zufolge Aufklärung „nach Kants berühmter Definition“ weite Teile der städtischen Bevölkerung in der Monarchie erreicht habe (11). Neuere Forschungen zum Bedeutungshorizont der Kategorien „Aufklärung“ und „Absolutismus“ oder zu den Widersprüchen zwischen zeitgenössischen und späteren Vorstellungen davon berücksichtigt sie hingegen kaum.

Im weiteren Verlauf der Arbeit illustriert Lettner in detailliert gegliederten Kapiteln das Wirken Kaunitz' oder mit ihm verbündeter Personen wie Gottfried van Swieten in Hinblick auf Erfolg oder Scheitern zahlreicher Reformprojekte. Sie positioniert sich dabei klar zugunsten der Thesen und Ergebnisse Wangermanns, die neben der detaillierten Auseinandersetzung mit dem Quellenmaterial immer wieder Bezugspunkte ihrer Analyse sind. Ihr Ziel ist es, eine langfristige politische Wirkung der Aufklärung in der Habsburgermonarchie nachzuzeichnen, die sie nicht als kurzlebiges Projekt einer kleinen Elite verstanden wissen will. Sie kommt zu dem Schluss, dass eine um Kaunitz organisierte Gruppe von Akteuren trotz deutlicher Widerstände über Jahrzehnte eine aufklärerische Politik verfolgen konnte, während sich zugleich in Wechselwirkung mit diesen Reformen eine öffentliche Meinung als politischer Faktor entwickelte.

Aus dem breiten Panorama ausgewählter Reformprojekte, das Lettner bietet, sind folgende besonders hervorzuheben, da sie zum einen zeigen, welche politischen Inhalte für Lettner die Aufklärung auszeichneten, und zum anderen Anknüpfungspunkte für weiterführende Forschungsfragen bieten: zunächst eine unter Maria Theresia begonnene Kirchen- und Klosterreform, die gegenüber christlichen Andersgläubigen durch die Abkehr von einer Deportationspolitik hin zu einer langfristigen Missionierung durch Überzeugung geprägt war. Ebenfalls in die Zeit der Herrschaft Maria Theresias und der Mitregentschaft ihres Sohnes fallen eine erste Reformdebatte über die Regulierung und Begrenzung der Robot-Leistungen in Böhmen sowie eine Theaterreform und die Verankerung der Policywissenschaft in der Beamtenausbildung. Lettner schließt ihre Ausführungen zu diesem Zeitraum mit der Beobachtung, dass viele Reformprojekte, die – wie die Toleranzidee – für sie typisch aufklärerisch sind, hier ihren Anfang nahmen. Diese Überlegungen fügen sich nahtlos in neuere Forschungen zum Jubiläumsjahr des Geburtstags der Herrscherin ein, auch wenn umfassendere Studien natürlich mehr Raum für eine Abwägung von Reform und Konservativismus zur Verfügung haben.

Für die Herrschaftszeit Josephs II. stellt Lettner die Lockerung der Zensur und die damit verbundene Entstehung einer öffentlichen Meinung als politischer Faktor heraus, dem sie im späteren Verlauf entscheidende Bedeutung für die Rezeption der Reformen des Kaisers gibt. Auch die Toleranzpolitik und die Freimaurerei sowie Mozarts künstlerische Umsetzung aufgeklärter Ideale und Denkweisen werden in eigenen, kurzen Kapiteln thematisiert. In Bezug auf das Wirken Kaunitz' schildert Lettner eine ambivalente Haltung Josephs II. und zeigt exemplarisch am Beispiel des Krieges gegen das Osmanische Reich, wie der Kaiser entgegen Kaunitz' Rat die Initiative ergriff.

Sie schildert weiterhin – angedeutet durch eine Beschreibung der Rücknahme vieler Reformen durch Joseph II. angesichts zunehmender Proteste – eine politische Wende unter Leopold II., der aufgrund der politischen Lage nicht im Stande war, eine aufklärerische Reformpolitik zu verfolgen. Lettner legt hier Schwerpunkte auf Reformen der Polizeiorganisation und Debatten über die Zusammensetzung ständischer Repräsentativorgane, in denen mehrere Reformer den Bauern einen mit anderen Ständen gleichberechtigten Platz zubilligen wollten. Die Außenpolitik Leopolds gegenüber

Frankreich, sein Bündnis mit Preußen und seine reaktionäre Personalpolitik nimmt die Autorin zum Anlass, um schließlich einen Bruch mit der Aufklärung zu attestieren. Die Reaktionen der Reformer darauf bezeichnet sie als Protest einer „Zivilgesellschaft“ (195), dem aber angesichts des Herrschaftsbeginns Franz' II. und der Jakobinerprozesse die Wirkung versagt geblieben sei.

Es bleibt festzuhalten, dass die Studie trotz ihres weitreichenden Titels dezidiert als Stellungnahme in der Diskussion um die Bedeutung der Forschungen Ernst Wangermanns angelegt ist. Um ihr Ziel zu erreichen, hat die Autorin sich in Bezug auf die Verortung ihrer Studie in der historischen Forschung im Allgemeinen und in den Ausführungen über die historischen Zusammenhänge im Speziellen für Zuspitzungen entschieden, welche die in mehreren Kapiteln aufscheinende Anschlussfähigkeit der Studie für ein breiteres wissenschaftliches Publikum mindern.

Simon Karstens, Trier

Beckus, Paul, Hof und Verwaltung des Fürsten Franz von Anhalt-Dessau (1758–1817). Struktur, Personal, Funktionalität (Quellen und Forschungen zur Geschichte Sachsen-Anhalts, 9), Halle a. d. S. 2015, Mitteldeutscher Verlag, 522 S. / graph. Darst., € 54,00.

Untrennbar verbunden mit Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (1758–1817) ist die Gründung des Gartenreiches Dessau-Wörlitz, das zum Unesco-Weltkulturerbe zählt. Als Gründer des bedeutendsten englischen Landschaftsparks in Deutschland zählt Franz von Anhalt-Dessau zur Riege der Reformfürsten am Ende des Alten Reiches, die sich, angeleitet von aufklärerischen Ideen, der Reform des Staatswesens und der Förderung von Landwirtschaft, Manufakturen und Bildungswesen verschrieben hatten. Von den zeitgenössischen Schriftstellern wurde er in einem Atemzug mit den aufgeklärten Vorzeigeregenten Carl August von Weimar und Karl Friedrich von Baden genannt. Insofern standen bisher die Verbürgerlichungstendenzen der Herrschaft des Anhaltiners und seine aufklärerischen Projekte wie das Philanthropin in Dessau im Vordergrund des Interesses.

Dieser Einschätzung tritt der Verfasser in gewisser Weise entgegen. Sein Blick auf das höfische Umfeld des Fürsten, auf den Hofstaat, die zentralen Landesbehörden und das Personennetzwerk um den Fürsten herum führt zu einer neuen Charakterisierung der Herrschaft des anhaltinischen Reformfürsten. Ausgehend von einer Prosopographie des Hofpersonals in Dessau einschließlich der Nebenhöfe nichtregierender Familienmitglieder betont der Verfasser die Traditionalität des Hofsystems in Dessau. Fürst Franz bewegte sich, was seinen Hof betraf, ganz in den Bahnen des Herkömmlichen. Die höchsten Stellen waren dem Adel vorbehalten, und die Entwicklung des Hofstaates war weniger von aufklärerischen Ideen oder einer Kritik an der höfischen Lebenswelt geprägt als vielmehr von den banalen Sachzwängen des finanziellen Spielraums des Fürsten. Der Fürst war dabei immer Mittelpunkt von Verwaltung und Hofstaat. In keiner Weise lässt sich im Vergleich mit anderen Höfen vergleichbarer Größe eine Verbürgerlichung des Hofes oder auch nur eine bescheidenere Hofführung erkennen.

Mit dieser mit großem Fleiß aus den archivalischen Quellen erarbeiteten Studie hat der Verfasser das Standardwerk zur Geschichte des Hofes im Fürstentum Anhalt-Dessau vorgelegt.

Thomas Fuchs, Leipzig

